P. o. germ.
756
u
Fiche

P. O. germ 756u

Fiche Kosegarten

Digitized by Google

Memnons Bildsäule

in

Briefen an Ida

von

K o s e g a r t e n.

B e r l i n, 1799
bei Gottlieb August Lange.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

München

Meinem

geliebten Bruder

Ludw. Theob. Kosegarten.

BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.

Schon lange wünschte ich, Dir Geliebter, meine Gefühle für Dich auf eine innige Art zu offenbahren. Mag das Schmachten nach Unendlichkeit, was in Deinen Poesien herrscht, auch in meinen Briefen an Ida Dir zur Überzeugung dienen, wie sehr ich nach dem Höheren strebe. Wenn Du gleich unmittelbar die Ideale in menschliche Gestalt kleidest und ich durch Prinzipien sie nur erweisbar und anziehend zu machen mich bemü-

zwischen Dir und mir nur erklärbar macht. Kann man es mit Recht eine Begünstigung der Vorsehung nennen, von einem Manne Deines Geistes belehrt zu werden, so war ich begünstiget. Du, mein Geliebter, leitetest mich in die Vorhallen der Wissenschaften, und täglich hörte ich Dich, bald als Lehrer mich berichtigen, bald als Bruder mich ermahnen. So unbedeutend im Allgemeinen die Bande des Bluts sind, so geheimnifsvoll

werden diese Fesseln, wenn ein höheres Interesse dazu tritt. Täglich entfaltet sich noch dieses und jenes Gefühl, welches Du hervorriefest, oder die Zeitigung desselben in mir beschleunigtest. Deine heilige Schwärmerei wehte auch Deine Schüler an, versagte die Gottheit uns Deine Muse, so erweckte jene doch schneller und inniger die Theilnahme für die Kunst überhaupt. Ich kann und mag es nicht Alles sagen, wie Du durch

Deine höhere Tendenz auf mich wirkest. Ich lege nur meine Gaben zu Deinen Füßen hin, mag es als ein wohlgefälliges Opfer Dir dienen, denn mein Herz spricht mehr, als meine Feder sagen kann! Mein Ernst sey Dir heilig, wenn es die Ausführung nicht kann,

Geschrieben am ersten Tage des Lenzmondes 1799 in Hamburg.

Vorrede.

Da ich Ihnen mein Buch, Memnons Bildsäule genannt, überliefere, so werden Sie vor allen anderen eine Uebersicht meines Plans zu haben wünschen. Ich lasse deswegen die Geschichte dieser Bildsäule vorangehen. Doch liegt die Wahrheit der vielen Meinungen über dieses wunderbare Gebilde unter der Asche unserer Vorväter, wie alle Wunder und Geistersehereien, welche den Men-

schen Jahrhunderte mit Neugierde und einem geheimen Schauer anfüllten. Schon Homer erwähnt des Memnon. Nach ihm war dieser ein später Bundesgenosse der Trojaner und Odysseus hielt, wie er die Unterwelt besuchte, Memnons Schatten für den schönsten. Die Mutter des Memnon wird von Einigen Aurora, von Andern Ida genannt. Unter mehrere, tapfere Thaten unsers Helden gehört besonders, dafs er den Antilochus tödtete, dessen Untergang ward aber von Achilles mit Memnons Tode gerächt. Man legte darauf die Asche Memnons in eine Urne und setzte diese in ein Grab vor Troja. Seit der Zeit erzählte man folgende Fabel. Jedes Jahr kämen an einem besondern Tage schwarze Vögel, eine Art cynischer, schwarzer Sperber, welche um das Grab dieses Fürsten ein Gefecht hielten und dann zurückkehrten. Man nannte diese Vögel von nun an die

Memnoniden. Dem Memnon als einen grofsen Helden und Fürsten errichtete man zur Verewigung seines Andenkens eine Bildsäule. Hier ist man sich weder über die Materie, noch über ihre Eigenschaften und Einrichtung einig. Strabo erzählt: diese Bildsäule hätte aus 2 Kolossen fester Steinart bestanden. Ich war mit Aelius und einer Menge Freunde dahin, schreibt er, und hörte ganz von ohngefähr um die erste Stunde einen Klang. Er schien mir aus der Zusammensetzung der Steine zu entstehen; denn ich wollte lieber alles glauben, als mir einbilden, dafs die Steine solchen Klang von sich gäben.

Pausanias meldet uns: die Statue hätte gegen Osten gestanden und der obere Theil vom Gipfel bis zur Mitte des Stammes sey auf der Erde gefunden. Täglich töne sie bey Sonnenaufgang wie die Saite einer Zyther oder Lyra, wenn

die Saite durch zu heftige Anstrengung bricht.

Luzian erzählt: dafs er als Jüngling, von Neugierde geplagt, dieses Wunderwerk gesehen und nicht nur Töne, sondern vernehmliche Verse gehöret habe.

Sey es nun mit Strabo, dafs der Stein diese Eigenschaft besafs, Töne von sich zu geben, oder dafs sie von Erz war, oder nach Pausanias einem Klavier geglichen habe, welches man in dieser Bildsäule versteckte und dessen Saiten, wenn sie durch die Feuchtigkeit der Nacht nachgaben, sich in der Sonne wieder spannten und mit einem gewissen Klang zersprangen, so hat diese Bildsäule doch alte und neue Gelehrte äufserst interessirt. Des Pausanias Meinung ist nun offenbar ungegründet, denn Cambyses liefs diese Bildsäule, weil er eine Zauberey darin vermeinte,

von einander spalten. Man fand nicht das Allermindeste; wohl aber, dafs der obere Theil noch wie zuvor gewisse Töne von sich gab.

Herr von Moncony, der nach Aegypten reisete und die Pyramiden besah, fand ohngefehr 300 Fufs von diesen eine Oeffnung. Dort lag eine Hyäne, 26 Fufs hoch. Man behauptet, dafs die Priester unter diesem Idol Orakel gaben. Man findet noch ein Loch, worin ein Mensch, ohne gesehen zu werden, sich verbergen kann. Viele haben diese Hyäne für Memnons Statue angesehen. Pocoke hielt die Ueberbleibsel für Granitstein und Jablonsky leitete den Klang derselben von einer inwendigen mechanischen Kunst ab, welches ich oben schon widerlegt habe.

So viel wäre gewifs: dafs diese Bildsäule nicht erdichtet ist und dafs sie einen Klang von sich ge-

geben hat. Alles übrige bleibt Muthmafsung. Wie weit die Träumereien über diesen Kolofs, einzig seiner Art, giengen, kann man sich vorstellen, da der gelehrte Gesner in den von Luzian vorgegebenen 7 Versen, welche die Bildsäule sollte hören lassen, 7 Vokalbuchstaben findet, welche den Namen Jehova — ΙΕΗΩΟΥΑ ausmachen, und wodurch also Gott eine Hymne gesungen ward.

Womit, meine Theure, kann ich nach diesem Symbol anders zu thun haben als mit dem Unbegreiflichen und Ewigen. Die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen lassen sich nicht begreifen, und doch sind diese das Höchste, was der Mensch besitzt. Ich werde suchen, Ihnen die Gründe zu zeigen, warum sie das Unbegreifliche bleiben. Mag man zertheilen und zersplittern und den Stoff untersuchen; man findet das Geheim-

niſs nicht, wodurch die Bildsäule tönte; mag man die Vernunft in Abtheilungen und Unterabtheilungen zerlegen und das Körperliche zerchemisiren, man entdeckt das geheime Gewebe zwischen Körper und Seele nicht. So können die Symbole nicht aufhören. So müssen wir einen Gott anbeten; er wohne im Tempel, oder im Hayne, oder im Himmel. So wird der Streit der Philosophen nie geendiget, denn der Mensch schmachtet nach dem Unbegreiflichen, und nicht Herschels Rohr, kein Teleskop, keine Mongolfische Maschine dringt dahin. Würden Sie nach dem Studium meines Buches überzeugt, daſs das Höchste in uns das Unbegreifliche ausmacht, sähen den Grund seiner Unbegreiflichkeit ein und fänden in dieser Unbegreiflichkeit das Ewige und Erhabene des Menschen: so habe ich Ihnen viel geleistet und Sie werden mit einfältigem Herzen recht thun,

Gott fürchten und über die Fortschritte des Menschen sich freuen, weil er sich empor schwingen muſs zu dem, was über die Erde sich hebt und den Gipfel über die Wolken trägt.

Inhalt.

Ueber Memnons Bildsäule und die Bedeutung derselben in gegenwärtigen Briefen.

Das Unbegreifliche.

Zweck der Frauen.

Das Genialische.

Der Glaube.

Liebe.

Die Ideale der beyden Geschlechter.

Vom Recht.

Das Schmachten nach Unendlichkeit.

Das Zutrauen.

Form.

Religion.

Der Hang zum Veränderlichen im Menschen.

Die Gewohnheit als Vormund der Natur.

Uebersicht.

Memnons Bildsäule in Briefen an Ida.

Meine Ida. In diesen schönen Herbsttagen, die einzigen reizenden dieses Jahres, fuhr mir der Gedanke wie ein Blitz durch die Seele: wie die Welt doch immer bleibt, was sie war und zugleich jeden Tag anders ist wie sie war. Dieses Unerklärliche, mein liebes Mädchen, lassen Sie sich gerne gefallen, es giebt ja so viel Unerklärliches. Wäre alles so aufser uns, wie viele brave und gelehrte Männer glaubten und für heute noch glauben: so könnte man

beinahe über diese Aehnlichkeit alter und neuer Zeit und zugleich über die Verschiedenheit beider Zeiten herzlich lachen. — Ich wollte nur so viel gesagt haben: alles kömmt aus dem Herzen, und so verunreiniget sich der Mensch, oder tritt jeden Augenblik immer neu und schön hervor, wie die Sonne tausende von Jahren aus ihrem morgenröthlichen Gewande hervorstieg und immer gleich neu und entzükkend blieb. Die Vernunft in dem Menschen ist nun alles, wodurch der Mensch etwas ist. Aber von alle dem Seyn und allen den Herrlichkeiten dieser olympischen Vernunft wissen wir wenig. Es kömmt alles menschlich zu uns. Das Menschliche ist das Herz. Diese Sprache des Herzens läfst sich aber gar nicht in Begriffe kleiden, wie wir von herzvollen Dichtern und Liebesumarmungen treulich beurkundet sind. So gestaltet sich dann der Mensch so wunderlich, als es nur immer etwas geben

mag. Wollen und Nichtwollen, Sehnen und Befriedigung gränzen so närrisch an einander, daſs wir oft über uns zürnen müssen und wäre es möglich, mit geballter Faust den Dämon aus der Stirne heraus schlagen oder uns wegweinen möchten. Ist es nicht so liebe Ida? Die Einbildungskraft ist nun das Band zwischen Gott und Mensch in uns. Dies unerklärliche Vermögen vermenschlichet die Vernunftideen und so wie wir sie durch uns empfangen, bemerken wir zugleich: sie sind nicht das Reine, Ursprüngliche, sondern alles erscheinet nur als ein Etwas. So spielen wir mit Ideen, Wünschen und Planen wie ein Tanzlustiger mit Tänzerinnen, Tänzen und Musik. O! du Adonis wurdest verwandelt in eine Blume — welche schöne Dichtung für das Herz. Wer kann diese Gefühle durch den Geruch andeuten; wer Zeichen geben, wer Farben auftragen, die den Geruch darstellen? wer kann

diese flüchtige Verwandlung aus dem Marmor hervorlocken? Leben Sie wohl.

Grofser Ruhm ist es euch Frauen, lässet Thuzidides, der berühmteste griechische Geschichtschreiber, den Perikles sagen: wenn von euch eben so wenig Grofses als Tadelhaftes unter den Männern bekannt war. Das scheint ihr Geschlecht stark zu treffen. Sollte Pericles, dieser Anbeter der Frauen, Vergnügen gefunden haben, dieses Geschlecht zu reizen, oder ist es die lose Eingebung eines scherzhaften Geschichtschreibers? Dazu schreibt Thuzidides zu ernst. Fragen Sie indefs bei sich selbst an, liebe Ida, ob die Bestimmung eines Weibes grofse Thaten, Ruhm, Glanz, oder unbemerkte Geschäftigkeit, häusliche Stille und kindliche Einfalt sey? Frauen müssen

durch das Anschauliche in den Stand der Beurtheilung gesetzet werden. Stellen Sie sich ein liebes Weib in aller seiner Zartheit, Empfindsamkeit und in seiner idealischen Weiblichkeit vor und lassen Sie dieses gelehrte Werke schreiben, oder am Katheder sitzen, oder mitten unter weisen Männern disputiren, oder gar an der Spitze eines Heeres wie Johanna d'Arc fechten — ich darf das Bild nicht weiter ausführen. Solche glorreiche Weiber wachsen zwar wie Kolosse vor unsern Augen auf, aber das Gefühl der Ehrfurcht bei einem männlichen und weiblichen Helden ist so verschieden, als wenn wir ein junges Mädchen von 12 Jahren in allen gymnastischen Übungen hervorragen sehen und wir sehen das nemliche von einem Knaben gleiches Alters. Man hegt freilich Theilnahme, aber diese ist so wunderlich gestaltet, dafs wir kein Vergnügen verlieren; wenn das Mädchen diese männlichen Übungen

nicht verstehet. Wir staunen die gelehrten Frauen an, aber dieses erhabene Gefühl bei einem gelehrten und zugleich scharfsinnigen Manne tragen wir jenen bei weitem nicht entgegen. Es sind seltene Naturprodukte aufser der Regel, aber gerade diese taugen wegen ihrer Ausnahme auch zu nichts als zu einer Betrachtung über die verschiedenen Abwege, welche die Natur wie aus sich selbst waget. Mir ist dies bei einer Frau so gegangen, welche über eine sehr sonderliche Materie geschrieben hat. Ich erinnere mich, mit ihr an einem schönen Sommerabend auf dem Lande gewesen zu seyn. Man bereitete ihr ein kleines Feuerwerk. Sie und wir Alle gingen hinaus. Es war ein gar romantischer Anblick, das Feuer zwischen den Bäumen und Büschen in einem lieblichen Garten lodern zu sehen. Kaum erblickte sie es, so sagte sie: ich finde es etwas kalt und ging zurück. Ich folgte ihr:

wollen Sie schon nach Hause? mich friert, ich befinde mich nicht gar wohl und so begab sie sich hinauf. Diese Frau hatte bei allen ihren Sonderbarkeiten viel Anziehendes für mich, aber es trug einen Anstrich des Auffallenden und nicht des eigentlichen Bewunderns und gab mir keinesweges die Fülle des Gefühls, welche ich in Gegenwart grofser Männer gewahre. Mehr und minder geht es mir mit allen gelehrten Frauen so. Sie hören auf, Weiber zu seyn. Selbst eine Dichterinn verliert als Weib. Das scheint Ihnen sehr sonderbar, da Dichten von einer Seite ins Weibliche hineingreift, wie je etwas Wesentliches zu einem Gebilde gehöret. Das will ich Ihnen auch erklären. Gewöanlich finden Sie bei diesen Frauen weit mehr als diese Gabe. Sie kennen alles gut Geschriebene aller Nationen und da dehnt es sich wieder zu einigen Folianten Wissens aus; welches ich wider die Natur eines Weibes halte.

Nächstdem gehöret zu der Verständlichkeit etwas Kunstmäfsiges. Man vernimmt nicht allein den Rythmus, den Einklang der Begeisterung; nicht allein die Inspiration einer pythischen Priesterinn, sondern der Ausleger dieser Göttin vereiniget sich in der Dichterin mit der Dichterin. Dieses Kunstmäfsige nun, was nothwendigerweise dazu erfordert wird, mifsfällt mir an einer Frau. Überdem finden Sie bei den meisten Dichtern eine Art Laune, etwas schiefes, barokkes — das man sich an Männern wohl gefallen lässet, aber bei Frauen ganz eigener Weise gebrochen werden mufs, um sie nicht blos komisch, sondern abgeschmakt und widrig zu finden. Nun ist das Grofse unsers Thuzidides etwas anderes als Dichten und so ersieht er sich seinen Satz schon durch die Natur des Weibes. Alle Laster, welche wir von Weibern hören, sind uns doppelt abscheulich, weil sie Laster sind und weil wir sie bei einem

Weibe finden. Nehmen Sie Schwelgen, Unzucht, Diebstahl, Mord, alles was Sie wollen. Eine Frau hat wegen ihrer Bestimmung: Kinder zu gebähren und diese zu erziehen, nicht so viel Anreitze, schlecht zu werden als ein Mann in tausend dädalischen Verwirrungen seines Lebens. Ihre Wirthschaftlichkeit, ihr Wachen fürs Wohl des Hauses, ihres Mannes und ihrer Kinder liegen in einem so kleinen Zirkel zusammen, welchen sie wie einen Kranz umfassen und übersehen mag, so dafs keine Blume darin unbemerkt verwelken oder herausfallen kann. Das Erziehen bedarf einer steten, milden Sorgsamkeit, einer Gleichheit der Stimmung, welche der Frau, ihrer Musse wegen und zufolge ihrer Einförmigkeit der Tagesgeschäfte sehr wohl und leichter anstehet als dem Manne. Das Lächeln der Zufriedenheit, die Heiterkeit, welche die Sonne für eine Familie in Rücksicht ihres Gedeihens und ihrer Freude

ist, ruhen tiefer und zarter in den weiblichen Umrissen, sind feiner um den bescheidenen Mund, den klaren Blik und die faltenlose Stirne gegraben als bei den Männern. Lebt eine Frau tadellos, und man weiſs, sie ist eine gute Mutter guter Kinder, so besitzet sie unsers Thuzidides groſsen Ruhm. Das Weib bleibt mehr in sich. Es äuſsert sich nur gegen die nächsten Gegenstände um sich her und dann freilich um so inniger, anschmiegender, herzerhebender und wahrer. Der Mann muſs immer auſser sich gehen. Er muſs erfliegen, was er erfliegen kann. Gelingt ihm sein kühnes Streben, so umfaſst dieses Streben viele Mittelgegenstände und diesen ganzen Raum erfüllt er mit seiner That. Er verrichtet etwas Groſses. Dies liegt auſser der Sphäre eines Weibes; dieses gründet sich groſsen Ruhm durch seine Ruhmlosigkeit, durch seine Unbekanntschaft mit der ruhmgebenden Welt. Es erfül-

let seine Pflichten, welche um dasselbe herliegen. Aber um so unverzeihlicher ist bei einer Frau auch die Tadelnswürdigkeit. Wer in einem Gleise gehet, kann sorgsamer gehen, und es liegt an ihm, wenn er fällt. In der Ruhmlosigkeit seinen Ruhm suchen liebe Ida, bedarf einer Überwindung, deren Männer gar nicht fähig sind? Hier geht das Weib zunächst an die Göttlichkeit. Aus bloſser Bestimmung der Pflicht sinnt es seiner Geschäftigkeit nach und es geht so seinen ordentlichen Gang, aber es gilt einem nicht mehr als die Gesundheit, wenn man nie krank war. Die Männer ringen stets nach Lorbeeren und Eichenkränzen und sollten sie auch nur ein Blatt von dem Kranz aufgreifen. So geht würklich das Weib in Hinsicht der Ausführung weit näher an das, was man soll als der Mann, und ein würdiges Weib erringt sich weit inniger die Achtung seiner Familie als ein würdiger Mann die Achtung der

Welt. Kehren Sie es um liebe Ida. Da gefällt uns das Weib noch so erträglich, aber der Mann, welch eine klägliche Rolle spielt dieser als Weib. Bei dem Weibe bleibt die Übernehmung männlicher Geschäfte doch wenigstens Spiel, weil sie es mit Grazie zu thun versteht; bei einem Manne wird die Übernahme weiblicher Geschäfte Ekel, denn er thut sie mit Plumpheit und Ungeschiktheit. So wollen wir dann beiden Geschlechtern ihren eigenthümlichen Punkt lassen. Männer suchen den Ruhm in etwas Grofsem; Weiber in der Unbekanntschaft mit vielen Menschen. Ich bete Sie an liebe Ida, nicht als die Siegerinn einer halben Welt, wohl aber als die treue Mutter einiger gesunder und guter Kinder.

Einsamkeit ist die Schule des Genius, Gesellschaft bereichert den Verstand, sagt Gibbon. So soll der Genius alles aus sich selbst haben; eine unvergängliche Goldmine seyn, welche um so reiner und gediegener ist, desto weniger sie mit etwas fremdartigen vermischet ward. Der Verstand fasset zusammen — je mehr sich anfindet, desto mehr vereiniget er. Seine Zusammenfassung der Ideen machen Vorstellungen von würklichen Dingen oder von erfundenen idealischen aus. Ich bin mit guten Büchern in Gesellschaft und fasse so viel neues auf, als ich vielleicht ohne diese nie erlangt hätte. Mein Verstand wird so üppig und gefüllt wie ein guter Magen unter ausgesuchten Speisen. Sie finden dies ziemlich körperlich geschildert. Aber so ist es in der That. Die meisten Menschen überfüllen ihren Verstand wie ihren Magen. Glauben Sie aber nicht liebe Ida, als sollte man seinen Verstand nicht be-

reichern.' Indes gleiche ich mit bereichertem Verstande einem voll geschriebenen Pergamentblatte. Das Blatt kann nicht mehr liefern als darauf stehet. — Der Mensch mit blofsem Verstande — im engen Sinne des Wortes genommen — hat auch schlechthin nichts Eigenes. Der Verstand bleibt der blofse Behälter unserer Seele, damit das Empfundene und Aufgefafste nicht augenbliklich wieder verfliege, sondern zusammen gehalten werde. Dafs die Empfindungen — wie soll ich es nennen — Gedanken werden — oder kurz, das ein Ganzes entstehet, ist das Geschäft des Verstandes. Der Verstand nährt nun das Vermögen, dieses durch ihn aufgefafste Etwas sich wieder zu erinnern und bildet dadurch das Gedächtnifs. Ein blofser Gelehrter, das ist ein Mann, der viel weifs, bedeutet immerhin nichts mehr als ein vollgeschriebenes Buch. Er zeigte hinlängliche Geduld, bei den Büchern und Schriften zu

sitzen, bis er die Kopie aller dieser Folianten buchstäblich in sich trug, so wie der Reisende sein Ohr jedweden leihet, um von jedem etwas zu erfahren, es in sein grofses Reisebuch, seinen Verstand zu legen.

Die gröfsten Geister hatten fast immer am wenigsten gelesen und gehöret. Nehmen Sie Homer, Ossian, Shakespeare und nehmen Sie Jesum. Es ist alles Genie — das heifst nun ursprünglich: Sie gebieten und es ist da. Gedanken werden durch sie in uns erschaffen, welche nie in uns aufgekeimet wären. Das Genie hat ferner noch in sich, dafs es sich nicht angeben lässet, worin es liegt. Wir fühlen den Säusel und vernehmen sein Schweben, ohne zu ahnden, woher er kömmt und wohin er geht. Wandeln Sie in einer Sommermondnacht. Jeder Theil für sich macht diese Seeligkeit nicht aus; auch weifs man nicht, wie

jedes dazu beiträgt, aber das Ganze giebt Leben und Fülle, giebt Seele und Geist. Die einzelnen Wörter tragen das Genialische nicht an sich — Sie kennen sogar alle diese Wörter, aber wie sie an einander stehen, wie sie in einander greifen, wie Schlag auf Schlag ihr Sinn fürs Schöne getroffen und ergriffen wird; wie die Worte unter Ihrer Zunge fortrollen und unter ihren Augen fortschwimmen; wie Sie mit jeder Strophe sich sagen: anders konnte nicht stehen; anders sollte man nicht darüber schreiben; Natur und nichts wie Natur! nichts Gesuchtes, nichts Gekünsteltes; kein Prunk, kein Aufwand von Worten und doch so viel Erhabenes und Herzerhebendes — — das ist Genie. Was ist nun Genie? Könnte ich ihnen das sagen, liebes Mädchen, so gäbe es eine Schule für Genie, wie für den Verstand. Einsamkeit ist zwar ihre Schule. Aber lernt man denn dort, oder lernt man überhaupt

haupt in einer Schule? Man lernt nichts, was man nicht schon weifs. Ich rase nicht. Was nicht in Ihnen ist, soll nicht in Sie kommen, *liebe* Ida. — Verstehen Sie mich wohl. Alles ist nur Entwikkelung. Der Lehrer giebt blos Gelegenheit. Wo kein Geist ist, wird keiner hineingepfropft und hineingeimpft. Ähnlicher Saft mufs in dem Zweige seyn, wenn eine ähnliche Frucht hervorgelockt werden soll. In der Einsamkeit entwikkelt sich der Genius reiner und unverfälschter. Er bleibt das Kind der Natur und geht aus sich selbst hervor wie das Licht aus der Sonne. In Gesellschaft würde demnach der Umgang das Seinige thun, den Verstand zu bereichern und dieser würde manches wieder geben, was nicht ihm gehörte, sondern nur freundschaftlich mitgetheilt oder geschenkt war. Homer hatte nichts wie die Natur und alle seine Helden sind Naturmenschen: das will sagen, nicht durch Kunst und

Mode gegängelt und gebildet. Homer sagt uns in jedem seiner Gesänge etwas Neues, stellt uns jeden Mann von einer Seite vor, wodurch er am meisten uns bekannt wird und ist immer Homer, nie ein Zweiter oder Dritter. Er trifft den Charakter der Personen — denn jede Person zeigt etwas Charakteristisches — und hält ihn fest. Der Beiname giebt den Abdruk der Person und darum darf der Scharfsinnige auch nicht zehnerley Beschaffenheitswörter von einem Menschen geben, wenn er den Wesentlichen traf. Der Genius ist also das Ursprüngliche. Wie kann man nun das Genie mit Worten oder mit Mienen andeuten, oder sagen, worin das Ursprüngliche bestehe? der Genius ruft: es werde und es ist — weifs aber nicht, wodurch es ist. Er weifs nicht, wie sein Ruf das Werde, nach sich zieht. Die Strahlen fallen auf die Bildsäule. Harmonische Töne entklingen ihr. Du hörest, du staunest. Das Geheimnifs liegt

in dem Ursprünglichen. Das Genialische ist leicht zu erkennen, denn es ist nicht das Gemeine. Sie finden sich in einem andern Lande. Selbst die Sprache wird Ihnen eine andere. Je mehr die verschiedenen Vermögen in einem Kopfe im Gleichgewichte stehen und jedes Vermögen vorzüglich sich äufsert, desto gröfser ist das Genie. Äufsert sich kein Vermögen vorzüglich, so ist der Mensch ein gemeiner Kopf. Äufsert sich nur ein Vermögen vorzüglich, so besitzet dieser Mensch zwar Genie, aber er gehöret nicht zu den Gröfsten. Bei welchem Empfindung grofses Uebergewicht über seine Vernunft behält, bei dem überströmt es. Bilder reihen sich an Bilder, steigen zu Wellen an und man verliert sich in diesen Ozean der Empfindungen. Wohnet aber die Vernunft mit einer eben so hervorragenden Kraft in diesem Kopfe, so schmelzen die erhabenen Ideen mit den reinsten Empfindungen zusammen, dafs sie

sich gegenseitig auflösen und wieder verbinden und in dieser Doppelkraft können wir nicht angeben, was uns am meisten wegreifst. Wir ersinken diesem Gewichte, ohne gepreſst zu werden, wie das bei einer einzelnen Kraft sehr leicht geschehen kann. Lesen Sie Klopstok. Diese Einfachheit möchte beinahe zersplittert scheinen, aber sie ist auf eine unbegreifliche Art durch etwas zusammen gehalten, was uns die Idee immer lebendig im Geiste erhält, ohne daſs sie in ein Luftgebilde zerrinnet. Deswegen kann das Griechische nie langweilig, nie alt werden, denn es besteht nur für sich. Phidias Bildsäule giebt es nur eine. Wir kennen nur ein Gemählde der Auferstehung Jesu, welches das Gepräge der Originalität trägt. Wir besitzen nur einen Homer. Mit Recht legten die Alten groſsen Geistern einen Genium bei. Dieser Genius war eine unsichtbare, göttliche Kraft, welche den Geweiheten ab und zu be-

geisterte und ihm die Gedanken vom Olymp einflöfste, oder den Meifsel durch des Künstlers Hand führte, oder die Pinselzüge unter des Mahlers Fingern hinhauchte. Wie will der Dichter, wie will der Künstler diesen Zauber schildern. Er fühlt sich ergriffen, aber diese Ergreifung übersteiget das Menschliche und er sitzet für jene Augenblikke in dem Rathe der Götter. Dann gehöret er nicht den Sterblichen an, sondern stehet über allen Erschaffenen, indem er als Erschaffer des Unerschaffenen selbst ein Unerschaffener, ein Unendlicher seyn mufs. Darum kehret ein Genius in ihm ein. Hier bedarf es keiner Anstrengung, hier giebt es kein Verdienst, hier beten wir nicht die Gestalt an, sondern das Unsichtbare in dieser uns ähnlichen Gestalt, wodurch jene sich von dem Inneren aller Übrigen unterscheidet. Doch bemerken Sie folgendes. Die nicht vom Genius begleiteten Wanderer fühlen auch das Göttliche und

ihre Seelen, überwältiget von Hochgefühlen, werden von jenen unsichtbaren Kräften gereget. Die Produkte überfliegen ihre Denkkraft; die Wärme, das Erhabene, was jene zurüklassen, giebt den Zuschauern einen Schwung, wodurch alles Irdische in ihrer Anschauung verlischt. Ja, in diesem Anschauen der Schönheit, eines Wesens, das Schönheit ist und giebt, verlieren sie sich wie Sokrates in den Strahlen der Sonne. Nach diesem Bekenntnisse tragen wir also etwas in uns, das unweit höher liegt, Sphären berührt, welche wir nicht sehen, aber wir ersehen eine Zeit, welche erst nach Verwandlung unserer Schale mit leichten Schmetterlingsflügeln erfolgen wird, wo alles die Sterblichkeit ablegt und das Unendliche annimmt. Trügen nicht die Zuschauer zum Theil einen Genium in sich, so könnte auch selbst das Genialische ihnen nichts offenbahren, so wenig den Blinden mit hohen Worten oder scharfen Tönen

Farben gestaltet werden können. Wo hervorstehendes Genie wohnet, entwikkelt es sich selbst in den barbarischen Zeiten. Es bedarf keine äuſseren Anerbietungen, um gleichsam in der Zeit der Noth seine Kräfte zusammen zu raffen und bei dieser Anstrengung sich selbst zu überraschen. Homer, Ossian und Shakespeare waren keine Gelehrte; auch lebten sie nicht unter vorzüglichen Menschen. Damals waren die Griechen nicht in ihrem blühendsten Zustande; die Skaldischen Völker, wilde Jäger und Shakespeare brachte seine Jugendzeit in einem Zirkel zu, wo an keine grofse Cultur zu denken stehet. Der Genius strahlt hervor wie ein Licht in dunkler Nacht. Durch besondere Vorfälle entwikkeln sich gemeine, menschliche Kräfte, aber das Überirdische erhebt sich in Klüften und Hölen und sollte der Begeisterte auch nur Wälder und Höhen um sich beseelen und in ihnen wie in einer Pleroma, einer

Geisterwelt leben, wie Amphion durch Berührung seiner Saiten, Felsen und Klüfte um sich her beleben sah. Was erst durch Revolutionen erwacht, gleicht einem Auswuchse in der Natur — Genie ist das Kind der Natur. In den liebevollen Szenen dieses Schauplatzes ergiefsen sich die Empfindungen nach und nach und je erhabener das Genie ist, desto mehr einigen sie sich zu einer Idee und entkleiden diese von allem Sterblichen, bis ein reiner, unverweslicher Geist hervorschwebt in Lauterkeit und Klarheit. Betrachten Sie die Bildhauerkunst. Gemeine Menschen werden sich nie an diese wagen, wie doch Manche mit Versen und Farben stümpern. Schon das Beginnen verkündet eine Beharrlichkeit, eine Kraft, die Aufopferungen kennt und das Grofse verehrt. Denken sie sich blos die Zeit, welche zu einem erträglichen Stükke im Marmor erfordert wird. Denken Sie sich den Fleifs, die Auf-

merksamkeit, die Mäfsigung, welche dazu gehören, um den Meissel geschikt zu führen; nie zu tief in den Marmor zu dringen, den Umrifs vor seinen Augen, oder gar in seiner Phantasie wie mit einer Schnur zu ziehen und seine Hand so geschikt zu leiten, dafs kein Staub mehr abflieget, als der nothwendige Schatten gebietet. Freiheit und Zwang wirken hier so allmächtig, dafs der Künstler bald dem Gesetze der Natur zu erliegen scheinet, bald mit der Kraft seiner Einbildungskraft diese Tafel zerbricht und etwas erschafft, was einer Unbegreiflichkeit glich. Nun stellen Sie sich den Bildhauer vor. Er mufs von keinem Zwange gegängelt werden und doch soll ein Gesetz darin liegen. Er mufs Phantasie und das in einem hohen Grade besitzen, um theils etwas neues zu erschaffen, also Ideenzeuger zu seyn und theils während seiner jahrelangen Arbeit dieses sanfte, sich immer gleiche Feuer

nicht erkalten lassen; nichts Fremdartiges hinein mischen und sich selbst getreu und wahr bis an den letzten Zug seiner Hand bleiben. Freilich behaupten mehrere, dafs die Bildhauer von jeher ihr Ideal zuförderst in Wachs poussirt hätten. Dies läfst sich aber nicht von Allen beweisen. Die Idee ist also das Höchste. Zur Ausführung derselben bedarf der Künstler Empfindung, und diese Empfindung mufs rein seyn. Welche Aufgabe es zu üben! Hier entdekken wir Üppigkeit und doch die höchste Einfalt. Ideen reihen sich anIdeen; Empfindungen überwallen Empfindungen und doch rinnen alle in eine Hauptidee und Hauptempfindung zusammen wie ein Springbrunnen, der mit hundertfachen Armen sein Kristallwasser in die Höhe wirft und es mit einem sanften Regen in seinen Quell wieder zurükempfängt. Die meisten Dichter zeigen mehr Empfindung als Geist und daher nahen

sie sich mehr dem Nachzuahmenden. Hingegen Klopstok zu kopiren, ist klimpern auf einem Hakbrette; denn es liegt etwas in dessen Rythmus, was nur sein Genius zu geben weifs und was wir verstehen, ohne dieses Verstehen zu begreifen. Was die Natur in einer Dichtart betrift, wüfste ich keinen meinen geliebten Bruder an die Seite zu setzen. Er singt nur Empfindung und wenn er recht verständlich prosaisch seyn will, schwelgt er dithgrambisch. Er scheint sich immer zu wiederholen. Seine Lieder gleichen einem Wiegenliede oder einem Evoe Bachus. Er ruft alles hervor, was nur mit Gesang und Tönen, Laut und Seufzer angegeben werden kann. Nun zu sagen: Klopstok ist ein ganz anderer Mann als Kosegarten wäre nicht viel gesagt. Er ist freilich ein ganz anderer Mann. Mozart entzükt mich — er ist nichts wie Geist und der Kenner wird durch das Anschauen der Noten schon in Begeiste-

sung gesetzt. Indes liebt dieser Künstler und ich und alle Musikliebhaber lieben auch einmahl in den Wald am plätschernden Bache in die tiefe Einsamkeit zu gehen und die Nachtigall zu hören. Ihr Gesang bleibt freilich der nemliche, aber es ist so süfs, in einen Lulygesang eingewieget zu werden.

Sagen Sie mir Liebe, wann uns Empfindung oder wann uns Gedanke überflüssig ist? Dann will ich entscheiden. Bis dahin wollen wir keine Dichter, keine Künstler vergleichen, sondern sie neben einander lesen und lieben und sie in dem Geheimsten unserer Seele wie Freunde und Kinder pflegen und herzen. Sie werden einwenden: Ideen gelten doch mehr als Empfindungen. Jene seyen himmlischer, diese irdischer. Empfindungen der Art, welche ich gegen Sie erwähnte, sind nur Ausflüsse von Ideen — diese kommen nur mehr vermenschlichet hervor als jene. Ist das Schöne

eine Tochter der Menschheit, so hat Empfindung so viel Anspruch auf sie und beinahe noch ein bischen mehr als der Geist, wiewohl Ideen zum Grunde liegen, aber diese Ideen verstehen wir nicht, wenn sie nicht mit Empfindungen sich bekleideten. Was ist nun früher? — Die Sonne oder der Strahl? — —

Es giebt vieles, was wir glauben und was wir nicht glauben sollen. Nichts sucht man uns wechselseitig mehr zu entreifsen und mehr aufzudringen als den Glauben. Wir lächeln dem Ungestümen zu, der uns etwas zu glauben nöthigen will, oder durch sophistische Sätze uns glaubliche Dinge abdisputiren will. So scheint der Glaube bald, sich auf nichts zu gründen und dann wiederum den zusammenhängendsten Schlüssen die Spitze zu bieten.

Der Glaube war gewifs ein Gegenstand ihrer öfteren Beschäftigung. Ich möchte den Weisen alter und neuer Zeit sehen, der nicht geglaubt hätte. Berkley, Spinoza und Hume mit seinen entferntesten Anhängern kann man den Glauben nicht absprechen. Ja, Berkleys Lehre gründete sich sogar auf Glauben. Er will von keiner Materie wissen, sondern behauptet: alles entstehe durch uns. Sehr fein ist unter andern folgendes Beispiel. Ritze ich mir den Finger mit einer Steknadel, so findet sich in der Steknadel nichts, dieser Empfindung ähnliches. Er überläfst uns nun den Schlufs: dafs die schmerzhafte Empfindung durch mich selbst entstehe; denn die Nadel und das Ritzen, beide für sich genommen, geben keinesweges den Schmerz als Folge an. Berkley schliefset nun weiter: die Dinge haben keine Empfindungen, sind überhaupt nichts. Dieses gewaltigen Sprunges im Schliefsen nicht zu gedenken, läge ihm

heute diesen Tag noch anheim, zu beweisen: ob denn Schmerz und Behaglichkeit nur nach Gutdünken in uns erzeugt werden, oder ob Annäherung und Entfernung gewisser Gegenstände dieses und jenes bewirken. Überdem unterscheidet er selbst die sinnlichen Dinge von den Dingen der Einbildungskraft, indem er jene von aufsen durch Gott zu uns führt. Mag er nun immerhin Gott zu dem Inbegriff aller dieser Gegenstände machen, welche mindest uns Gelegenheit geben, so und nicht anders zu empfinden, so nimmt er doch etwas an und nennt bald darauf die Erschaffung aller Dinge die Realisirung für denkende Wesen. Hier beruhet nun alles auf Glauben. Ich mufs glauben, dafs Gott nur die Dinge realisirt; dafs alles in mir ist, dafs nicht alles blofses Spiel meiner Einbildungskraft bleibet, wohin nachher andere Skeptiker gediehen sind, sondern durch etwas mich bestimmet. Hier gerathen

Sie meine Liebe unverhofft auf einen Theil des Inhaltes, welcher zum Glauben gehöret. Ich muſs etwas annehmen, weil ich es so am besten begreifen kann, ohne daſs ich einen Zusammenhang zwischen der Ursache und Wirkung kenne.

Spinoza verfährt mit seinem Glauben etwas systematischer. Er nahm die *natura naturata* zum Hauptprinzip an. Gott ist *naturans*, der alles Wirkende; *naturata* die erzeugte Kraft. In wie ferne alles zum Menschen kömmt und auf den Menschen wirkt, ist es die unendliche Kraft, *naturans*. Sie wird eine in Grenzen bestimmte Kraft, eine Kraft, die nur auf einen gewissen Gegenstand hinzielet, und so heiſst sie *natura*. In der Wirklichkeit ist alles begrenzt, in der Idee unendlich. Mit einer bestimmten Kraft wirkt Gott auf uns und so geht alles in diesem Zirkel umher — das Endliche

liche strömet in die Unendlichkeit zurück und das Unendliche ergiefst sich mit Millionen Armen in das Endliche und wird in jedem Moment erzeugend, wie eine Herzkammer auspreſst und die andere empfänget, so alles Blut durch das Zentrum durchströmet und von hier in die vielfachen, feinsten Äderchen und Kanäle sich ergiefset. Gehöret zu dieser Gestaltlosigkeit aller Dinge, zu diesem Schein in der ganzen Natur, zu diesem Spiel der Kräfte, nicht ein alles übersteigender Glaube? die Natur ist das Spielwerk in den Händen ihres Schöpfers. Mit ihr gaukelt er, um sich die Langeweile zu ersparen. Wie eine Seifenfeerei verbläst sich alles in ein Nichts. Wir gerathen durch diesen kühnen Zweifler zu einem andern Beschaffenheitstheil des Glaubens; der Glaube, welcher nicht für Sekunden, sondern für ewig in dem Menschen angenommen ist, betrifft das

Unbegreifliche und ist das letzte, wohin der kühnste Verstand nicht dringen kann.

Hume ging weiser und konsequenter wie Alle. Was wir an Sachkenntnissen, an Begriffen, an Ideen in uns entdekken, entstehet durch Erfahrung, Aehnlichkeit, Verbindung in Zeit und Raum, und Ursache und Wirkung sind das dreyfache Band, wodurch Vorstellungen in uns entstehen. Aus Gewohnheit schliefsen wir: wenn dies da ist, folgt jenes; z. B. indem wir wahrnehmen, wo Feuer sich mit einem Gegenstande vereiniget, da wird der Gegenstand aufgelöst, so halten wir dies für einen unumstöfslichen Satz, ohne beweisen zu können, dafs nicht einmahl die Folge ausbleiben werde. Unsere ganze Nothwendigkeit der Begriffe besteht darin: es folget so, ohne die Folge selbst zu kennen. Das Eingebildete von dem Wirklichen unterscheidet sich dadurch,

dafs letzteres mit einem Gefühle verknüpft ist. Die Uhr vor mir unterscheidet sich von einer Uhr in meiner Einbildungskraft, dafs ich ein Gefühl gewahre, welches mich nöthiget, diese Uhr so zu lassen und sie nicht wie eine Uhr in meiner Einbildungskraft nach Gefallen anders zu gestalten und augenbliklich wie ein Nichts zu behandeln. Bei Hume beruhet in der That vieles auf Glauben. So wahr dieser Weise saget: dafs die Erfahrung nie zu etwas Nothwendigem führet, so wenig kann er doch darthun, dafs es nichts nothwendiges gäbe, was gar keine Erfahrung ist. Ohne die vielen Sätze der neuen Philosophie anzuführen, liegt meinem Dafürhalten schon darin Nothwendigkeit, dafs ich selbst wider meinen Willen Gefühl von etwas haben mufs. Lafs mich noch so angestrengt einem Gegenstand nachsinnen, oder bei ihm verweilen, der meine ganze Aufmerksamkeit fesselt, dennoch werde ich das Prük-

keln einer Nadel in meiner Seite fühlen und ich bin genöthiget es zu fühlen. Nun zu sagen: es war immer so, verschlägt sehr wenig. Mein Ich kann mich bestürmen, nicht fühlen zu wollen und dennoch muſs ich fühlen. Hier ist Nothwendigkeit — doch war dies nur beiläufig gesagt, denn wir hatten mit den Glauben zu thun und so gerathen wir auf eine dritte Eigenschaft des Glaubens: was mir auf eine oder andere Art aus meiner Unbegreiflichkeit hilft, muſs ich glauben und das ist mehr als etwas dahin gestellt seyn lassen.

Da ich nun hoffe, Ihnen aus den Zeugnissen der gröſsten Zweifler bewiesen zu haben, daſs man glauben müsse, fragt es sich nicht so sehr: was muſs man glauben, sondern wie geht es zu, daſs alle Menschen etwas glauben müssen, oder vielmehr, daſs der Glaube noch jenseits des Beweisens gehe. Was muſs man

glauben? was Ihnen heilig ist und wohin kein Beweis führet. Hier gerathen wir auf das rechte Feld. Wir beweisen so gerne und fodern beständig Beweise, und dennoch sollen gerade die heiligsten Dinge geglaubt werden, indem sie nicht bewiesen werden können. Dies ist wirklich eine Angelegenheit des Herzens liebe Ida. Reiſsen Sie Gott, Unsterblichkeit, Beweggrund der Pflicht, des Rechtes, selbst gegen ihre entschiedene Neigung aus dem Busen; sagen sie sich: ihr seid Phantome, ich gebe euch auf und thue, was mich gelüstet. Selbst der Bösewicht kann diese Gegenstände in seiner Seele nicht aufheben, wiewohl er ihrer spottet, aber sie lassen dennoch einen Stachel im Herzen zurück. Die Vernunft bringt jene unbegreiflichen Glaubenssachen in Anrege. Sie geht ins Unendliche, aber wie kann unser Auge folgen? Wir greifen nach Schatten, erfliegen aber nie die Unendlichkeit und unsere Flügel

der Einbildungskraft schmelzen wie des Dädalus Flügel in der Mittagssonne. Alles geht durchs Herz, hier abe nimmt es den Stempel der Menschlichkeit an sich. Da nun die Vernunft als der beweisende Theil uns nicht in ein gestaltloses Etwas begleiten kann, sondern wir in dem Moment der Hinübertragung in die unsterblichen Gefilde des Wissens gedankenlos zurückkommen, wie die Lebenden, denen es vergönnet ward, in die Unterwelt zu gehen, alles mit ihrer Rükkunft vergafsen — so nahet sich nur das Unendliche uns durch das Herz. In diesem Augenblicke bleibt blos die Forderung nach, das ist die Wirkung der Vernunft, aber der Beweis bleibt zurück; denn die Vermischung mit dem Herzen erlaubt es nicht, gewandlose Dinge — unendliche — mit einem Gewande zu umfassen. Hier ist der Glaube nun so nothwendig, wie ich bei anhaltendem Feuer Wärme spüren mufs oder die Einschneidung

eines Messers in meiner Haut fühlen mufs. Die Vernunft drängt gleichsam auf das Herz. Das Herz kann sich also nicht anders erklären. Wer kann nun widerstehen? und wer kann beweisen? Da hier alles Begreifen aufhöret, so ist dieser Glaube das beste Zeugnifs. So sehr wir Leichtgläubigkeit zu vermeiden haben, so sehr verlangen wir Zutrauen zu dem Glaubwürdigen.

Bei Seite gesetzet, was alle Menschen glauben müssen und wovon wir eben ausführlich gesprochen haben, und was Alle glauben sollten, wenn sie gleich das Gegentheil bekennen, wiewohl sie durch ihr ewiges Zweifeln zu verstehen geben, dafs sie den Dorn im Herzen nicht tilgen können — dies alles bei Seite gesetzet, sage ich, so müssen wir doch andere alltägliche Dinge glauben. Ich mufs glauben, dafs etwas aufser mir ist, weil ich es fühle.

Dieser Satz Humens ist gar nicht zu bestreiten, obgleich wir gar nichts deutliches damit verbinden können, als dafs wir eine Ähnlichkeit herausbringen, die uns wunderbar beschäftiget. Ich hoffe: Sie verstehen mich liebe Ida. In Ihnen gehen mit mir bei gleichen Gegenständen ähnliche Vorstellungen vor und diese sind mit ähnlichen Empfindungen verbunden. Aber wie kann ich diese beschwören. Geben wir einerlei Gegenständen den nemlichen Namen, was verschlagen diese willkührlichen Zeichen gegen die nicht willkührlichen Begriffe? Wie weit mögen wir darin von einander abgehen? Welche Nebenvorstellungen knüpfen sich bei Ihnen an diese und welche bei mir an die nemlichen Gegenstände? Wer wird dies Geheimnifs auflösen? Die todten Zeichen geben keine Seele. Sie sehen den reichen Halm aus einem Korn entstehen, das sich zuvor auflöset, in Gährung geräth und in dem Moment seiner Zer-

störung einen neuen Keim gebiert. Gehöret hiezu nicht ein Glaube, vermöge des man Berge versetzen könnte! Aber wir sind an diese Geheimnisse so durch das tägliche Anschauen gewöhnet, daſs es uns lächerlich vorkommt, diese wunderbar zu finden. Ich muſs glauben, daſs die kleineren Welten um die gröſseren in einmahl beschriebenen Linien laufen; daſs diese Pünktchen in der Milchstraſse lauter Sonnen sind, obgleich diese tausend mahl tausend Sterne mit einem Blicke von mir umfasset werden und wie in einen Zirkel zusammen geschroben, an einander liegen. Es ist alles Glaube. Müssen wir uns die Redlichkeit nicht einander zutrauen? Fuhr je eines Menschen Auge untrüglich in das Herz seines Bruders hinab? Bleiben nicht ewige Rätzel in unseren wechselseitigen Gedanken, in dem Inneren eines Jedweden, die jeder sich selbst nur angeben aber in keine für Andere erkennbare Zei-

chen bringen kann. Bestehet die Aufrechterhaltung der täglichen Geschäfte nicht durch den gesammten Glauben, welcher die in einem Staate zusammengegangenen Menschen zu einander führt und durch Gesetze vollziehende Kraft verschafft? Ich selbst muſs ja glauben, daſs ich vermöge meiner Hand der Feder meine Vorstellungen überliefere, obgleich ich den Zusammenhang meiner gefälligen Hand mit meiner pfeilschnellen Denkkraft gar nicht zu vereinbaren weiſs — ich muſs nach 10 Jahren, wenn ich während dieser, gegenwärtige Zeilen nicht wiedersähe, glauben, daſs ich sie wirklich geschrieben habe. Alles ist Glaube. Mögen die Naturalisten auch zweifeln! Gehöret wohl zu einem Systeme mehr Glauben, als gerade zu diesem? Diese glauben, daſs der Zusammenhang in der Natur durch die Dinge selbst im Zusammenhange beharre und fortwirke. Welch ein unbegreiflicher Glaube wird nicht

erfordert, dieses Ungleiche zwischen den Dingen und ihren Wirkungen im Zusammenhange zu finden, und dem was an sich Trägheit besitzet, kurz tod ist, unter gewissen Umständen, gedankenvolles Leben und Bewegung zu geben? durch todte Dinge kömmt kein Leben hervor. Es strudelt vor meinen Blikken. Erd' und Himmel rollen in ihren Bahnen dahin und im Raum und Zeit schlingen und lösen sich alle Knoten, welche kein Alexander zerhauen, kein Haephestion weben, kein Plato idealisiren kann. Halten Sie theuer und werth ihren Glauben', meine Ida — ich glaube, dafs Sie ein treffliches und geistreiches Mädchen sind. Ich glaube eine Memnons Bildsäule und bilde mir ein, vor ihr zu stehen. Ich höre den harmonischen Gesang und kniee in den Strahl der Sonne, um den anzubeten, der mir den Glauben schenkte, da mich die Erde fesselt, das Unendliche zu sehen. —

Zwey Stellen in Platos Republik geben mir einen herrlichen Stoff, über den man nie zu viel sagen kann; sollte unter dem vielen auch nur ein wenig Gutes seyn. Es heifst in seiner Republik des dritten Buches: Die rechte Liebe wird gezeugt, das Anständige und Schöne besonnen und musikalisch zu lieben. Der rechten Liebe steht nichts Wüthendes, nichts Unmäfsiges an. Sie führt nichts Aehnliches mit der Wollust, welche bei dem Rechtliebenden weder mit der Kinderliebe, noch mit der Liebe der Geliebten etwas Gemeinschaftliches hat. So scheint es mir, sollte es gesetzlich seyn, dafs man den Geliebten liebe, mit ihm umgehe, ihn berühre wie einen Sohn, wie Kinder, wenn man sie an sich gezogen hat, des Schönen zur Gunst. Man sollte sich bemühen, mit dem Geliebten so umzugehen, dafs man nicht länger bey einander sey, als mit Achtung, sonst verdient man Tadel wegen seiner

Tonlosigkeit und Abgeschmaktheit. Die andere Stelle heifst: man sorgt am meisten für das, was man liebt. Ich fühle, ich habe Ihnen das in unserer Sprache nicht gegeben, was ich hier in den griechischen Worten Platos vor mir sehe. Aber wie soll ich es beginnen? in den Worten selbst liegen so viele Nebenfeinheiten, welche, wenn auch besser als ich, weder Stolberg, noch Vos, noch Jakobi angeben werden. Ich glaube fest, dafs unsere Sprache zwar den Gang und die Fülle der griechischen habe, aber die Worte an sich, des inneren Wesens ihrer Bedeutung nach anders sind. Ich hoffe: Sie verstehen mich. Wenn ich z. B. oben übersetze *soophronoos* besonnen, so übersetzen Andere vielleicht, weise oder mäfsig oder bescheiden, aber man nehme, welches Wort man wolle, es ist nicht das Griechische. Dieses kömmt her von *oon*, einer der da hat und *nous* der Sinn, also Sinn haben — mithi

nach diesem könnte man so lieben, dafs man einen Sinn zeige, dafs man nicht sinnlos, blos leidenschaftlich liebe, wodurch man seine Freiheit aufgiebt; dafs man folglich besonnen liebe. Dies ist eine kleine Probe, warum wir selbst bey den treflichsten Übersetzungen der Ursprache nicht entbehren können und bey dem Studium derselben neue Schönheiten finden.

Liebe soll der Stoff dieses Briefes seyn. Was werde ich hinzu setzen, nachdem Sie Plato wiewohl nur in Flor sehen, aber ihn doch ahnden. Der eine Theil Menschen behauptet: man müsse verständig lieben, der andere, man müsse leidenschaftlich lieben. Der Eine will alles durch den Kopf, der Andere alles durchs Herz geschehen lassen. Sollten beyde unsers Platos Meinung seyn? Die durch den Kopf alles betreiben und verständig lieben,

kalkuliren, und ihre Zuneigung ist entweder die Nothwendigkeit, oder die Achtung für Landes-Sitte, oder gar ein verächtliches Ding. Sie können unmöglich musikalisch lieben. Diese Herzens-Wollüstlinge werden durch jedes Lüftchen in Schwingung gesetzt, aber sie vergessen, dafs selbst in den wildesten Phantasieen eines Tonkünstlers ein Takt statt finde, die höchste Ordnung in den Dithyramben und in dem lyrischen Gange beobachtet wird. Sie können mithin nicht besonnen lieben. Was ist die Liebe zu Kindern, was ist die Liebe zu einem eignen Sohn? Mischt sich hier Gierde und Wollust mit hinein? Ist es nicht das Umfangen, wie die Natur ihre Kinder umschliefst, wie der unverdorbene Jüngling in dem Garten Blumen küfst und am Bache ins Gras sich legt, und der Nachtigall mit Lächeln und Stille zuhört? Wie lieben Kinder sich? Die Kinder-Einfalt, die Herzen zweyer vierjähriger Mäd-

chen — was für ein Drang spricht aus diesen zarten Wesen? Kann denn nun die Wollust etwas Aehnliches mit der Liebe haben. Lassen Sie mich eine Stelle aus dem Buche Sohars anführen: Alle diejenigen, welche sich in dieser Welt heilig zu machen verstehen, so wie es Pflicht ist: wenn diese einen Sohn zeugen, so wohnet der heilige Geist über demselben; denn alle Heiligen gehen von demselben aus, und diese heifsen darum auch Söhne des Höchsten. Siehe! in der Stunde, wo ein Mensch den Weg des Rechten geht, da zieht er den heiligen höhern Geist in sich: dieser bleibt in ihm, der Sohn, der von ihm gezeugt wird, der von ihm in die Welt kömmt, zieht höhere Heiligkeit nach sich. So beweist diese Stelle: man glaubte, die Söhne eines reinen Vaters und einer reinen Mutter besäfsen den heiligen Geist. Ich denke, es wird ihnen jetzt immer klärer, was Liebe heifse, wie sie sich unterscheidet

von

von der Wollust, wie sie weder den Kopf verrückt, noch das Herz erkalten läfst. Der griechische Liebesgott war ein zarter Knabe — nichts wie Lächeln und unschuldiger Frohsinn, den man sehr unrichtig Schalkheit nennt. Das Geheimnifs der Natur, das Heiligste in der Ehe sollte ein erhabenes Gefühl erzeugen, und dadurch würde das Thierische vergeistiget. Wozu legte Gott den Schönheitssinn in uns, wenn nicht selbst der niedrigste Stoff in eine edlere Form gebracht würde. So unbegreiflich das Schönheitsgefühl auch sich in uns offenbaret, so ist es dennoch die Vermittlerin des Thierischen und Geistigen. Die Instinkt-Erregungen verwandeln sich in etwas, das wir nicht andeuten können, aber jeder Pulsschlag, alles Stille und Geheime und Andächtige um uns her, die Feyerlichkeit in den beyden Liebenden verklärt ihre menschliche Natur. Das Gefühl, welches ich eigentlich Tasten nennen mufs;

wodurch ich eine Bildsäule in der Wirklichkeit, von der Bildsäule meiner Phantasie unterscheide, führt nach langer Pause, nach dem verschwindenden, langen Athemzuge uns in die Wirklichkeit heim, wo wir mit höherem Blick in dieses Eden der Schönheit zurücksehen. Ich glaube, denn Selbstbekenntnisse sind ungeziemt und unsicher in mystischen Fällen, dafs ein reiner Mann und ein reines Mädchen, von denen das Buch Sohar sagt: Der heilige Geist komme über sie: in ihrer zärtlichen Liebe, in ihrem tiefen Schweigen und gegenseitigen Herzklopfen sehr leicht vergessen werden, dafs sie Mann und Weib sind. Lafs zwey Frauen, lafs zwo Männer eben so rein und so innig sich umarmen, lafs sie Pylades und Orestes werden — spreche ich ihnen ein heiliges Gefühl, ein Gefühl ab, welches in die Schönheit heineingreift? — aber es ist etwas anderes als zwey Menschen beyderley Geschlechter. Das Bewust-

seyn, ein Weib im Arme zu haben, darf gar nicht klar seyn, aber es erregt eine Vermischung der Gefühle, die unbegreiflich, einzig ihrer Art, und doch rein bleibt. Man denkt in diesen Momenten nichts Klares, aber dieser Zustand der überströmenden Empfindung wird der Vorschmack einer Entkörperung. Die Seele fühlt sich frei von allen Fesseln, und doch ist sie gefangen in einem Bande, aus dem sie sich nicht losreifsen kann, nicht losreifsen mag, und das bildet gerade das feine Gewebe der Schönheit. Nehmen Sie eine Landschaft, worin sie eine Menge Farben unbegreiflich durch einander gehaucht, in den schmelzendsten Vermischungen von Licht und Schatten, wo ist zwischen diesen Farben Anfang und Ende, wo Mittelpunkt, wo Zweck, wo Grund, wo etwas daran sie sich halten können? und doch ist ihr Auge gehalten, und doch schwelgen sie in diesen Dichtungen, und wenn ihr Auge ei-

nige Minuten steif darauf verweilet, so verschwindet die Landschaft vor dem blendenden Blick. Sie sehen nur in sich selbst, sehen und sehen bis ihre Augennerve geschwächt schmerzen wird, und dieser Schmerz bringt Sie in ihre Körperlichkeit zurück. So geht es mit Allem, was Schönheit ist. Ach! die Schönheit ist in Ihnen. Sobald Sie anfangen dieses Gemählde, oder dieses Gedicht, oder diese Musik, oder diese Natur näher ins Auge zu fassen, jeden einzelnen Zug zu beleuchten, so tragen Sie das Bild über. Jetzt wäre es für einige Minuten einerlei, sie sähen oder sähen nicht. — Die Gottheit ist da. — Die Priesterin schwört. Apollo beseelt diese. Sie ruft heisere dumpfe Töne; die Glocken läuten um Dordonas Eichen und übersteigt es die Schranken der Endlichkeit, so stirbt sie. Wenn zwei Liebende sich umarmen, so ist für sie körperlich betreffend, nichts mehr da als diese Umarmung.

dies Schlingen und Pressen — das übrige Wonnegefühl, ist idealisch und Schönheit.

Die Liebe ist nach meinem Dafürhalten das Einzige und Wahre, was die Menschen an einander fesselt, und zugleich aus ihm selbst die edelsten Empfindungen, die entferntsten Kräfte hervorlockt. Man hatte vor Zeiten einen schönen Mythus von dem Ursprung der Liebe. Mann und Weib machten nur ein einziges Wesen aus. Dieses Eins wurde zerspalten, und nun ging jede Hälfte, und suchte die andere Hälfte auf. Daher das immer fortwährende Gefühl bei einer andern Hälfte, ob sie auch die seiuige sei; daher dieses Sehnen jedes Geschlechts bei dem andern. Diese Dichtung ist gleich warm und geistreich. So körperlich dieses Sehnen zu seyn scheint, so ist doch anzumerken, dafs die Theilung den ganzen Menschen betraf. Auch zwei Köpfe hatte er, und

so suchen auch die Empfindungen und Gedanken diese Ergänzung in der anderen Hälfte. Aber wie selten findet man seine Hälfte. Und solches Umschlingen, Einigen und Festhalten mit diesem glücklichen Treffen auch verbunden ist, so gingen diese Hälften schon so lange ohne einander, dafs sich mancher Andere in Beiden bildete, wodurch die vollendete Einigung gestöret wird. Die Liebe soll demnach ergänzen — nicht tauschen, nur in dem Anschauen des Gefundenen sich wie Konsonanten und Dissonanten in der Musik aufgelöst finden.

Wir kommen hier unvermuthet auf unsers Platos Satz zurük: Musikalisch zu lieben. Worin darf man mehr Haltung erwarten, wo mehr Mäfsigung, Entfernung von Wildheit und Leidenschaft als in der Liebe? Eine gute Sängerin ist nur jene, welche im höchsten Affeckt

noch Stimme über behält und wie nach einem Winke der sanfteren Note zu folgen weifs, und wenn sie alle unsere Nerven in fast schmerzliche Spannung setzet, den Gesetzen der Musik getreu blieb. Dies Gesetz oder dies Besonnene in der Liebe scheint dem gröfsten Theil der Menschen ein Unding. Bei uns ist ein verliebtes Paar gewöhnlich eine unerträgliche Gesellschaft. Weil die meisten selbst nicht Charakteristisches besitzen, so tragen sie eigentlich keine Sehnsucht nach der anderen Hälfte, um so mehr sie selbst nur dem Äufseren nach eine Hälfte ausmachen. Man sollte mit den Geliebten nicht zu lange Zeit fortwährend umgehen, damit man nicht tonlos werde. Der schönste Gesang ermüdet uns endlich, denn der Körper kann diese fortwährende Anstrengung nicht ertragen. So wird man tonlos und auf diese Art müssen Liebende sich auch behandeln, weil sie sonst die Achtung verlieren, welche in die

allergröfsten Kleinigkeiten des menschlichen Lebens übergehen mufs. Bei dieser musikalischen Liebe, wie Plato sie schildert und wie sie ächt griechischer Geist war, findet keine Wildheit, kein Taumeln der Sinne statt. Musikalisch umfafst allerdings alle Empfindungen. Dies gebietet eine Regsamkeit, eine leichte Berührung der Gefühle, wo selbst das leiseste Tasten die Nerven schon in eine Bebung setzet, doch immerhin mit einem Tact, mit einer gewissen Haltung, mit dem Vorbehalt eines Plans des Gegenstandes, oder vielmehr der Empfindung, welche zum Vorwurf des Gesanges gewählt wurde. Wer musikalisch liebt, höret, sieht und fühlet alles wieder in sich, was er gewahrt und seine Nerven gleichen den in Verhältnifs stehenden Saiten, welche in Schwingung gerathen und nach dem Takt seines Geistes zuletzt in unmerkbare Wellenschläge zerrinnen. So gut die Musik uns in Gefühle ver-

setzet, wo jede Angebung aufhöret und Ideen berührt, welche uns vergöttlichen, so werden in dem Anschauen des geliebten Gegenstandes unsere Gefühle über uns erhoben und die Person selbst bleibt nur das Band, damit diese göttliche Anschauung nicht aufhöre. Doch liegt das Anschauen selbst in unserer Vernunft, wird gar nicht von aufsen gegeben, sondern nur in uns zur Wirklichkeit gebracht. Es findet auf diese Weise keine Überfüllung der Gefühle statt. Es kann hier nicht die Rede seyn von den Überwallungen der Liebe und den heftigen Pressungen. Dies machen die Dithyramben der Musik aus und lösen sich wie jede extasirte Musik in ein rührendes und leichtes Refrain auf. Was werden die Mishelligkeiten oder mindestens die gleichgültigen Momente in der Ehe, die Unbehaglichkeiten vielleicht bei den geliebtesten Menschen — weil sie nicht Götter sind — anders als Dissonanzen in der Musik seyn,

welche durch ihre Auflösung in Konsonanten die reinste Melodie erzeugen. Wer auf die Stimme der inneren Musik horchte, würde nicht jedes Gesicht lieben und mit jeder in naher Verbindung zu stehen wünschen, weil er seine innere Wonne-ungern vergeudet und das heiligste Spiel seiner Göttlichkeit und Menschlichkeit, hier auf eine sonderbare Weise durch das höchste Sakrament seiner Natur versiegelt, für keinen Preifs der Schöpfung verlieret.

Wenn man sich Menschen ohne Sprache denkt, oder zwey Menschen, welche ganz entgegengesetzte Sprachen sprechen, so werden diese durch einzelne Laute sich zu verstehen geben und alle Ausdrücke der Pantomime sind Nachahmungen der Musik. Ein gefühlvoller Mann, der sich den Eingebungen der schönen Natur überlässet, stimmet unwillkührlich in

die Wonne um ihn her. So ist bey dem Menschen, nach seiner guten Natur, die Musik das Erste und Höchste. Die Liebe dringt mit ihr zugleich hervor und diese beyden Schwestern reichen sich zärtlich die Arme. Wie Düfte in Düfte fliefsen und alle Töne der Vögel und Thiere in einen Hall durch das weite Himmelsgewölbe verklingen, so bemächtigen sich Liebe und Musik der ganzen Seele des Menschen, eine durch die andere geleitet. Überlassen Sie sich darum nie der Liebe zu einem bestimmten Gegenstande, bis die Musik Ihnen Leiterinn wird. Die Anregung zur Liebe ist natürlich beständig da, so gut ich mein Ohr jedem Klange hinleihe, aber meine Liebe sey nicht gefesselt, wie ich mein Ohr jedem Tone nicht leihe. Zu sorgen, mit Plato, wünscht man gerne für das Liebste: Wir schätzen schon den, welcher eine gute Musik aufführt, wie würden wir nicht den Dichter selbst lieben — also wie

werden wir nicht sorgen für den, der uns musikalisch liebet, da wir den Liebhaber im Schauspiel, der Nachahmung wegen, lieben und durch sein Spiel die Wirklichkeit in uns hervorrufen.

Was die Dinge an und für sich selbst sind, wird nie ein Auge entdecken, ihre Wirkungen, ihre Verhältnisse gegen einander und ihr Verschiedenes bemerken wir aber desto schärfer. Es ist Regel in der Natur, daſs von jedem Gleichartigen zwey Theile sind, davon ein Theil das Männliche, der andere das Weibliche ausmacht und beyde zusammen wieder ein Ganzes hervorbringen. In dem Thierreich und Pflanzenreich ist dies längst hinlänglich entschieden und durch die kleinsten Spezies durchgeführt. In dem Steinreich aber ist es nicht bewiesen,

vielleicht auch keines Beweises fähig, weil das Steinreich sich zu sehr von allem Lebendigen absondert und seinen Wachsthum mehr durch Hinzuthun als durch innere Kraft erhält. Aus diesem lezteren folgt ebenfalls: innere Kraft ist Leben und was nicht von innen hervorkömmt, ist ein blos Zusammengesetztes, Zufälliges, ein Nichtseyn. Für diese und ähnliche Dinge läfst sich in dem folgenden Augenblicke nicht bürgen, ob es noch ist, oder schon aufhöret, etwas zu seyn. Diese zwey, welche durch Vereinigung ein Drittes und zwar sich Gleiches hervorbringen, ist die hohe Regel der Natur. Dieses Gesetz herrschet so gut in der Geister- als Körperwelt und mit dem Zusatze: Das Dritte kann nicht ohne die Zwey entstehen, mithin ist es eine Folge jener Beyden. Wo Kind ist, mufs Mann und Frau gewesen seyn. Wo Wahrscheinlichkeit ist, mufs Möglichkeit und Gewifsheit gedacht werden können. Wenn

man diese Ähnlichkeit in dem, was durch Anschauung entstehet, durch Geister- und Körper-Welt entdeckt, so mufs es auch aus der inneren Schöpfung uns einleuchten — dafs uns nichts gegeben wird, sondern dafs wir Alles hervorbringen. Dieser Satz ist hier nur so hingestellt, wir aber gehen dem Anfange unserer Betrachtung nach. In den Seelen der Menschen herrschet derselbe Unterschied wie in der Körperwelt. Doch mufs ich Ihnen zum voraus sagen, dafs ich nicht behaupte: es gäbe weibliche und männliche Seelen; wenn wir ohne alles Bild und Gleichnifs sprechen. Davon weifs ich gar nichts, sondern ich habe zum Vorwurf die Menschen wie sie da sind, und da will ich eine Regel entdecken, dafs die Frauen auch in Rücksicht ihres Geistes etwas ganz Verschiedenes von den Männern haben; dafs aus dieser Verschiedenheit, und dem Schmachten beiderlei Geschlechter nach dem,

was sie in einem geringen Grade besitzen, der Hang zur näheren Verbindung bestehe, und dieses Fügen in uns einen weit erhabenern Sinn fasse, als das Instinktmäfsige, das Fortpflanzen in die physische Welt. Überwältigende Kraft entfernt uns eben so sehr, als maschienenmäfsiges Leiden. Der Gedanke einer nicht zu ersteigenden Gröfse scheucht uns eben so sehr zurück als der Gedanke der Schwäche, wo schon die geringste Kraft zu viel wäre. Jene erhält uns mit Furcht, diese erzeugt Verachtung oder Gleichgültigkeit, Beides im gleichen Grade kann nie in einem Gegenstande angetroffen werden, Eins mufs vorwalten, wenn es Interesse erwecken soll; Eins mufs sehr hervorragen, wenn es einen Werth bekommen soll. Kraft wäre das eine was unser Verlangen erweitert; Schwäche konnte es nie werden. Wie mag das Andere heifsen, was uns bindet und in festen Schlingen hält. Thut nicht die süfse-

ste Schmeichelei dasselbe was Riesenkraft vermag. Lafs Venus lächeln, und Jupiter legt seinen Donnerkeil ruhig bei sich nieder. Roms Adler retten seinen Untergang nicht, wohl aber das Lächeln von Koriolans Mutter. Liebe bindet inniger als Gewalt. Wie nennen wir die Reitze der Liebe, denen Trotzige knieeten und Helden sich neigten — ich nenne sie Anmuth. Kraft zeigt Mannheit, Anmuth Weiblichkeit. Dies sind die Ideale, welche wir in den beyden Geschlechtern suchen. Nun aber schliefset jeder von uns mit Recht auf eine gleichförmige Ursprünglichkeit in der uns ähnlichen Gestalt. Und so sind Kraft und Anmuth in dem Geiste jedwedes Menschen gegründet. Aber der Grad dieser Beschaffenheiten ist verschieden, und dennoch findet sich nach der Anschauung, dafs Kraft den Mann, Anmuth das Weib bezeichnet. Jeder sucht, was er im Kleinen besitzet, durch den andern

Theil

Theil im Grofsen sich zuzueignen. Der Mann schmachtet nach der Anmuth, welche er im Weibe erhöheter wie in sich selbst gewahrt; das Weib sucht sich um die Kraft zu schlingen, weil es im Manne die Kraft erhabner wie in sich erblickt. Dieses wechselseitige Ziehen finden wir in der ganzen Natur. Magnetisch fesselt die Körperwelt sich mehr und minder an einander. Das Elektrische in ihr sind höhere Grade. Dieser Magnetismus herrscht auch in der Geisterwelt. Diese Elektricität äufsert sich auch bey vorzüglich kraftvollen Männern und vorzüglich anmuthigen Weibern. Gröfse in Handlungen, Gröfse im Ausdruck, Gröfse in Gebehrden, im Gange, Gröfse — das ist Männlichkeit, liebt das Weib an dem Manne und betet seinen erhabenen Geist als die idealisirte Gottheit ihrer Ursprünglichkeit an. Darin erkennet es ihn als den Herrn der Schöpfung, weil durch Kraft das Nichts in Dasein

überging. Durch die Kraft ward dem Steine Leben eingehauchet; der todten Natur Fülle gegeben. So lieben Frauen grofse Männer, weil die innere Kraft gleichsam äufserlich abgebildet ist und werden zurückgeschrekt, wenn der Geist dem Riesen nicht entspricht, und beneiden das minder männliche Gebäude, wenn der Geist seinen Körper überfliegt; wenn Kühnheit und Unerschrockenheit dessen Worte und Finger leitet. Darum bleibt aber ein schönes männliches Gebilde das Ideal der Schöpfung, weil Kraft die Gottheit selbst ist und sie hier am meisten in Anschauung gebracht ward. Darum wird endlich so mancher häfsliche Mann beglücket, weil in seinen Zügen oder in seiner Stellung Kraft liegt, weswegen die Frauen bei Männern das Schöne und das mit Recht als etwas Zufälliges betrachten; eine schöne, grofse Seele in Pygmäens Körper verehren und diesem Geiste vor allen Angebeteten der Erde huldigen.

Anmuth ist die Zierde der Frauen. Diese Grazie, welche sie sich selbst anlegt; diese Sanftmuth in jedem Gespräche, in jedweder Lage, dieses Liebliche und Anziehende schmelzet die Herzen und entwickelt im Manne die Keime der Empfindung. Aus ihr geht die Schönheit hervor wie eine Tochter des Himmels. Die Frauen müssen sich aneignen das Ideal der Menschheit: alles durchs Schöne zu erzeugen. So athmen Lüfte Lüfte ein und düften Blumenkelche in einander. Weil aber ohne alle Anmuth keine Schönheit statt finden kann, so müssen wir bei Frauen einige Schönheit fordern. Wohl wird manche Frau keine Ansprüche auf idealische Schönheit machen können und dann ist es freilich um eigentliche Liebe gethan; aber verlieh ihr die Natur auch nur einen Zug ihrer Magie, so wird sie diesen durch Reize hervorheben. Anmuth ist alles, was wir an den Frauen suchen, damit sie un-

sere Stirne glätten und den Schwächen der Menschheit Verzeihung verschaffen; denn die Kraft bezieht sich ledig auf das Recht — wenn sie gleich öfters aufs Unrecht angewandt wird — aber das Recht kann nicht gleich den Göttern ausgeübet werden. Anmuth sey die Frau, und wenn sie nicht verstehet, diese zu bewahren und zu erhöhen, so misfällt sie. Ihr Band bleibt kein Band mehr. So sind bei Frauen die Laster doppelt gehässig; diese entstehen nur aus ungerechter Kraft, den Frauen ist aber Anmuth das Höchste. Die Frauen steigen aus ähnlichen Gründen weit über die Männer empor, weil sie die eigentliche Menschheit sind, alles durch Schönheit und Liebe wirken und leisten, was sie vermögen. Die Männer erklimmen das Göttliche und der Gott in des Mannes Körper wird zu einem verkrüppelten Menschen umgeschaffen. Die Frauen sind ganz was sie sind; die Männer reichen kaum einige

Tropfen aus dem Eimer ihrer Gröfse. Die Frau erscheinet demnach weit idealischer als der Mann. Sie stellt unmittelbar die Schönheit dar, welche Liebe erzeugt und die Schönheit läfst sich nur in menschlicher Gestalt hervorbringen. Schönheit hat die Göttlichkeit zum Vorwurf; ja ihr einziges Geschäft besteht darin, das Menschliche in göttlicher Form vorzutragen. Diese sonderbare Vereinigung zwischen Göttlichkeit und Menschlichkeit liefse sich gar nicht denken, wenn es nicht Schönheit wäre, welche bindet. Diese trägt zum Stoff das Menschliche; zur Form das Göttliche an sich. Bei den Frauen ist Anmuth die Gabe, der hehren Kraft des Mannes zu gefallen und dessen Gottheit zu vermenschlichen. Die Werke der Frauen treten um so vollkommener ans Licht, weil sie nur das Höchste der Menschheit darstellen. Bei den Frauen wird also das Spiel mit Ernst und der Ernst mit Spiel betrieben; nichts ver-

geudet, sondern das Unbedeutendste bildet sich unter ihren Händen zu einem brauchbaren Etwas. Die Männer verschwenden ihre Gaben so oft zum Spiel; bei den Frauen formt sich alles zur Realisirung — so darf nach der Natur der Sache das Weib nicht leichtsinnig verfahren, wie das dem Manne, wenn nicht erlaubt, doch verzeihlicher bleibt. Welche Männer können eine Welt zeugen — so spiegelt sich ihre geistige Natur in der körperlichen ab — ihre Plane, ihre Gaben und Wirkungen hängen eben so sehr vom Ohngefähr als von ihnen selbst ab und verfliegen mehr in das Unendliche und Unnennbare. Den Frauen gelingt das Meiste, denn sie fassen fast immer nur das Ausführbare zum Vorwurf. Was ihre Natur gebietet, fordert auch die Geschäftsart, welche ihnen angewiesen ward. Ihre Haushaltung, Kinderzucht und Verschönerung des Lebens ihres Mannes liegt fast immer in ihrer eigenen Wahl

und Einrichtung. Das Geschäft der Männer hängt so wenig von ihrer Wahl in Rücksicht des Gelingens ab — es versteht sich, dafs wir hier von den mechanischen Geschäften abgehen. Diese fielen den Männern zum Theil durch Misbrauch zu, oder vermöge der dazu erforderlichen physischen Kräfte, welche den äufseren Stempel der männlichen Kraft tragen.

Nach der inneren Natur beyder Geschlechter leuchtet deutlich hervor, wie sehr das Weib den Mann in Rücksicht der Vollendung übertrifft; so wie es bey weitem auch leichter ist, des Weibes Vorwurf zu vollenden, welches die Unendlichkeit in der Endlichkeit zu begrenzen sucht, als des Mannes Vorwurf zu realisiren, welcher die Endlichkeit zur Unendlichkeit erweitern will. Das Begrenzen gelinget besser als das Erweitern. So giebt sich das Weib ganz dem Manne hin. Es verehret seine

Wünsche, und seine Seeligkeit, spiegelt sich in des Mannes Zufriedenheit ab. Es umfängt alles mit Liebe aus Liebe zum Manne. Es suchet zu gefallen, aber nur dem Erkohrnen und unter seinen Händen formt sich Jedes mit Geschmack. Wohl darf es dem Manne viel an Muthen seyn, weil es seinen hohen Muth zur Endlichkeit hinabzuziehen verstehet und darum mit Recht anmuthig genannt wird. Es wird durch des Mannes Kraft zur Schönheit hinaufgezogen, um nicht zu sehr in das Kleinliche der Endlichkeit zu fallen. Ein Mann, wenn er wirklich liebt, giebt sich nie freiwilig hin — er wird nur hingezogen durch die Anmuth des Weibes. Männer wissen eigentlich nicht, was Liebe eines Weibes heifset, indem ihre Anhänglichkeit mehr errungen ist und zum Theil aus dem Wohlgefühl ihrer Kraft entsteht, aus dem Bewustsein, ein treffliches Weib gefesselt zu haben. Die Wünsche der Frauen beschrän-

ken sich auf das, was geschehen kann und lassen über das Mögliche die Unendlichkeit aus dem Gesichtspunkte fahren; die Männer schweifen in den Revieren der Unendlichkeit und opfern die ganze Endlichkeit ihrer Phantasie auf.

Man findet von dieser Charakterisirung der Geschlechter Ausnahmen. Aber es ist merkwürdig, dafs wir diese auch als solche beschauen und behandeln. Ein Mann mit Weiberstimme und kleinlichem Geiste wird Männern ein verächtliches und Weibern ein verhafstes Geschöpf. Ein Weib, mit Mannesstärke und Mannesgeist, das jede Weiblichkeit aufopfert, nie in Frauengesellschaft Freude findet und Männergeschäfte nur liebt, ist bei Frauen ein verspottetes und bei Männern ein lächerliches Geschöpf. Stofsen wir nun auf Subjekte beiderlei Geschlechts, wo die Natur Ausnahmen und zwar

mit gutem Erfolge machte, so entsteht in uns eine todte Bewunderung, aber der Hang wird verlöschet, welcher einzig die Geschlechter bindet und Zwo in Eins einiget und hält. Allgemeiner findet man, dafs Frauen einen grofsen Grad von Kraft besitzen und sie sind geliebt, als dafs Männer einen grofsen Grad von Anmuth besitzen und geliebt sind. Doch sehen wir bei Jenen die Kraft so hoch gespannt, wie sie sich bei Frauen Anmuth gedenken lässet; hier finden wir die Anmuth so erweitert, als sie sich bei Männern denken läfst, ohne die im Manne vorausgesetzte Kraft aufzugeben. Also auch in solchen Fällen mufs das beiden Geschlechtern eigenthümliche am meisten durchschimmern, wenn anders der andere Theil gebunden und festgehalten werden soll. So bewundern wir oft an kolossalischen Frauen, wie dieses Männergebäude zu weiblichen Formen abgemeifselt ward und die Natur sich anstrengte

das Äufserste zu liefern. So entdecken wir an kleinen, niedlichen Männergestalten, wie in diesen so ganz zum Weibe angelegten Gliedern die Mannheit hervordrängt und jede Muskel bei ihrer Zartheit etwas Straffes und Festes zeiget; wie also die Natur bei Jenen in der gröfsten Masse die höchste Nachgiebigkeit, bei diesen in der kleinsten Masse die höchste Stärke erschuf. —

Das Verhältnifs in der Geisterwelt hat die gröfste Aehnlichkeit mit dem Verhältnisse in der Körperwelt. Die Kraft richtet sich nicht nach dem Umfange der Gröfse des Staats, sondern nach seiner innern Festigkeit. Mafsen von gleichem Inhalte des Raums geben oft ganz verschiedene Gehalte an, so wie ein Pfund Federn mehr Raum einnimmt, wie ein Pfund Eisen, obgleich beyde für sich nur ein Pfund ausmachen. Die Natur giebt davon so viele

wunderbare Erscheinungen an die Hand, welche die Geisterwelt rechtfertiget, weil man nicht gut sagen kann, dafs diese jener nachahme. Aber bey der höchsten innern Dichtigkeit ist die Dauer selten so hoch gespannt, wie bey der höchsten lockern Beschaffenheit. Ein Pfund Alabaster widersteht gewifs einer verhältnismäfsig äufseren Gewalt nicht so sehr als ein Pfund Federn, — wenn es nicht gerade etwas Auflösendes als Feuer ist. Man lege eine Last, so schwer man wolle, auf ein Pfund Federn und diese werden nie zerstümmelt oder zerknickt, wohl aber geschieht es bey einem Pfund Alabaster. Mithin vermag Nachgiebigkeit mehr zu widerstehen, als Sträuben und so ist es auch mit weiblichen und männlichen Seelen. Jene sind geduldiger und standhafter in Leiden als diese, — nicht durch Kraft, sondern durch Geduld. Immer zeigen jene Kräfte sich vermenschlichet; diese verzehren sich selbst durch

ihre Kraft, welche die Erde überschreitet. Ein Heer von Resultaten entspringet aus diesen Sätzen, welche ich Ihrem Nachdenken überlasse. Doch schliefsen Sie nicht zu fasch, als wäre der Mensch selbst nach seinem Innern nichts als Materie. Dies widerlegt sich schon durch die Unendlichkeit des Strebens im Manne; noch mehr leuchtet es hervor, dafs erst Kraft seyn mufs, um etwas zu formen, weil die ganze Natur sonsten ein formloses Chaos wäre, wenn nicht der Geist Leben und Nahrung jedem Dinge gäbe und anwiese. Aus der todten Natur könnte das Leben nicht gegeben werden, so lassen sie uns Denkende schaffen, das Todte aber geschaffen werden.

Kraft und Anmuth machen den Unterschied in den Geschlechtern aus. Eins sucht das andere zu haben. Jene ist thätig, diese leidend. — Diese zieht an ohne Anstrengung; jene erhöht

und herrscht durch Anstrengung; jene ist das Idealische, diese das Wirkliche. Jene gleichet der Sonne, welche Welten überstralet, diese dem Luftmeere, wodurch die Strahlen auf bestimmte Gegenstände gesenkt und nutzbar werden, — überfliegen die Männer diese Erde und nennen sich Söhne Gottes; so geben die Frauen den Genufs und sind die Angenehmsten der Erde; darum nennen sie die Bibel und die Vernunft Töchter der Erde.

Unter allen Dichtern hat keiner die jedem Geschlechte eigenthümlichen Eigenschaften wahrer und herzerhebender geschildert, als Milton. Seine beyden ersten Menschen, Adam und Eva tragen den Stempel der Einigkeit. Adam spricht in seinen höchsten Empfindungen mit Kraft. Seine Seele erfliegt beständig das Unendliche. Er handelt wie der Gott dieser Erde. Eva schwimmt immerdar in den Wonnegefühlen ei-

nes liebenden Herzens. Alle ihre Belehrungen horcht sie den beredten Lippen Adams ab. Sein Wille ist ihr Gebot und Milton setzt hinzu: „Adam sah nur Gott und Eva ihren Gott in Adam.“ Diese Harmonie entspringt aus den wechselseitigen Aeufserungen der Kraft und Anmuth, welche nach ihrer vollendetesten Reinheit mit Recht Stand der Unschuld und Paradies heifsen mag.

Die Staatskundigen und Philosophen, die Kabinetter und Moralgesetze beginnen ewigen Wettkampf mit einander. Jene glauben: sie besitzen selbst Grundregeln, nach denen gehandelt werden müsse und können das strenge Recht nicht immer zum Führer brauchen. Sobald Politik oder Staatsklugheit ausgeübt werde, müsse mehr oder minder das Recht beständig leiden. Die Erfahrung unterstützet nicht wenig diesen gefährlichen Satz. Nehmen Sie eine spartanische Verfassung, so gerathen Sie auf ein Ideal von Nationalheroismus, der durch seine Anleitung auf eine Allgemeinheit das Vorzügliche im Heldengeiste durchweg verliert, das

Mora-

Moralische im Menschen sehr zweideutig herausbringt und ihn bei weitem nicht zu seiner Höhe führt. Platos Republik stützet sich unstreitig auf gediegene Grundpfeiler, aber so wie sie nur zur Ausführung gebracht wird, hört ihre Hoheit auf und der Geist dieser Konstitution bleibt für die Anschauung eine Schimäre. Er kehrt in seine Unendlichkeit zurück, von der er genommen ist. Die französische Basis soll nach dem Ursprünglichen der Vernunft gegründet seyn und Gesetzgebung und vollziehende Gewalt stehen gegen einander um sich die Waage zu halten; aber jedes Korps für sich müfste unendlich seyn, um sich nicht selbst entweihen zu können. Das Entweihen will ich gar bei Seite setzen — selbst die Möglichkeit müfste aber aufhören, um vor Fehlschritten gesichert zu seyn. Da dies in der Wirklichkeit fehlt, so verlangen wir mit Recht noch immer nach einem dritten, was das Recht gegen die

Entweiher unter den Gesetzgebern und Vollziehern der Gesetze schützet und finden es nie, sondern die Zahl wird unendlich. So geht es in Republiken, so in Monarchien, mit dem Unterschiede, dafs dort das Recht getheilt wird und von mehreren, hier aber von einem für eine ganze Nation verletzet wird. Es beruhet immerhin auf gutem Glücke, ob die für das Recht angestellten Personen gut sind, oder bleiben. Besitzet eine Nation auch das Recht, diese sogleich wegzujagen, so bleiben wir in der nemlichen Unsicherheit, ob die Neugewählten oder die Wählenden besser oder schlechter sich aufführen. Jagt endlich die Nation das ganze Korps weg, so fragt sich von neuem, ob die Representanten der Nation, oder was noch weniger wahrscheinlich ist, die ganze Nation Bessere wählen und selbst besser wählen kann und will. — Merken Sie diesen Zirkel beste Ida? Ein trauriges Resultat springt dem Beobachter darüber ins Auge. Der Staat mufs im-

mer, selbst nach seinen besten Einrichtungen etwas Unrechtliches hervorbringen; mithin die Politik bleibt nicht allein im Streite, sondern sie geht sogar darauf aus, die Moral gänzlich zu zerstören. Diese sonderbare Erscheinung giebt uns nicht die Erfahrung an die Hand, wie diese überhaupt nichts an die Hand giebt, sondern nur Gelegenheit zum inneren Anschauen und Einkehren der Regel ins Bewufstseyn darbietet, sondern bei der genauen Erfahrung unsers ewigerschaffenden Ichs sehen wir hell und unbefangen, sogar die Unmöglichkeit ein, das Recht in der Politik zu realisiren, mit anderen Worten, die Unendlichkeit endlich zu machen. Seyn Sie auf Ihrer Hut liebes Mädchen, dafs ich Sie nicht bestehe, aber lassen Sie sich nicht vom Scheine blenden. Das Recht ist, etwas zu thun, weil die Vernunft oder mein Ich es als Recht ausspricht. Dafs Sie und ich und Alle dieses

recht, jenes unrecht nennen, können wir nie begreifen, weil sonst noch etwas vor unserm Ich seyn müste, — ein Unding ein Gedanke, der nichts in sich begreift. Mein Ich sagt beständig das Recht aus. Wollte ich das Wesen davon erkennen, so müste ich aufser meinen Wesen selbst seyn. Will ich, sagt jener Weltweise die Erde gehen sehen, so mufs ich mich aus dem Ball wegdenken und nun die Erde um ihre Achse wandeln sehen. So wie ich mir mein Ich denke, ist ja das Ich nicht mehr der Betrachtende, sondern ich setze gleichsam mein Ich vor mich hin und urtheile nun darüber. Denken Sie über die Beschaffenheiten Ihrer Denkweise, über die Theilnahme ihres Ichs bey allen Begebenheiten und wollen nun über das Ich etwas ausmachen, so sind Sie es ja selbst, der etwas darüber ausmachen will und der Gegenstand ist Ihnen schon beim Anfang ihres Beurtheilens ent-

schlüpft. Es bleibt dabey, mein Ich sagt das Recht aus. Das Recht geht in die Unendlichkeit. Hier hört selbst die Möglichkeit auf noch je etwas anders zu wollen als das Recht. Die Politik ist Staats- oder Weltklugheit. — Diese ist im Kleinen, was jene im Grofsen will — die Besonnenheit bey jeder Wahl, von Gegenständen nichts zu nehmen oder einzugehen als was nützlich ist, ohne doch dem Recht zu schaden. Es leuchtet ihnen ein, dafs der Gesichtspunkt des Rechts fast ganz verloren geht, uneingedenk des Nützlichen, wodurch schon das Recht aufhört, indem dieses gar nichts weiter zum Vorwurf fassen kann. Das Beginnen zieht die Unendlichkeit des Rechts in eine Grenze hinab, wodurch es seine Gröfse schon aufgab, indem die Gröfse gleich einer Linie *in infinitum* geht. Denken sie sich eine Zahl von mehreren Billionen und Trillionen. Wenn sie soll in Wirklichkeit gesetzt werden,

so erstarrt unser Blick, aber was gelten diese gegen die Zahl ohne Bestimmung? — Zur Politik gehören nur List und Ränke, feine Einleitungen, Versuche, Spione, lauter Werkzeuge, von denen das Recht nichts wissen kann. Die Offenheit, das Gerade des Rechts kann keinen Staat erhalten, weil hier immer Krieg von aufsen und innen bleibt und ein Krieg mehrerer Anstalten, als Kanonen und marschirender Mannschaft bedarf. Es giebt kein Gesetz, wo nicht Fälle eintreten können, wodurch Einer oder Mehrere leiden müssen. Eide und Inquisitionen der Advocaten und Richter sind die Behälter der Rechtsvollziehung, und wie wollen sie das Recht beschützen und damit Andere bewachen? das Recht leidet nicht einmal eine Form, denn so gäbe es ein anderes Recht. Und wie kann man sich eine Verfassung denken, in der das Recht keine Form erhält; ja was noch mehr ist, bey dem besten

Staat ist alles eine Form, wie wir noch an England erleben. Durch diesen allgewaltigen Buchstaben wird das Recht tagtäglich verletzet. — Spitzbuben können der Strafe rechtlich entgehen und Unvorsichtige müssen die Strafe Jener rechtlich dulden. Nehmen Sie jeden Menschen für sich, um dies lebendiger zu begreifen, wie das Recht mit jeder Handlung des Menschen fast, aufhört. Machen Sie was Sie wollen. Suchen Sie z. B. auf eine gute Art eine Veränderung in ihrer täglichen Lebensart bey den Eltern zu bewirken; Sie wissen zum voraus, dafs diese Veränderung weder kostbarer, noch ihren Hausgenossen lästiger, sondern blos angenehmer werde; Sie wissen zugleich, dafs die Ihrigen ungern von der Schnur weichen und das aus keinem Grunde, als weil es seit Jahren so ging. Nun werden Sie Ihren Wunsch durchzusetzen verstehen. Vielerley Umwege, Vorstellungen, ihre Gewalt über

die lieben Eltern - Herzen, Fürsprache ihrer Freunde sollen und müssen wahrscheinlicherweise die Rüstungen ausmachen. Geht da nun alles rechtlich zu? Sie wissen voraus, dafs es nicht gelänge, wenn Sie ohne alle weitere Umstände ihren Wunsch vorbrächten — und so gehen Sie vielerley Schleichwege ein, die schon durch Ihr Bewufstseyn als eingegangene Schleichwege das Recht beeinträchtigen. Beleuchten wir gar die Geschäfte der Menschen und ihre Verfahrungsweise, so stofsen wir jeden Augenblick auf unrechtliche Dinge oder mindestens auf Versuche, das Recht im Hinterhalt zu lassen. Alle Kontrakte, Verkaufe, Verbindungen, was Art sie seyn mögen, sind von beiden Theilen mit gröfster Einmüthigkeit geschlossen, so weit sie jedem Theil frommte und Jeder ohne augenscheinliche Unbilligkeit sie erweitern konnte. Selbst die besten unter den Menschen verfahren so menschlich, dafs

das Recht in der That nur einen furchtbaren Zuschauer spielt. Die gröfsten Aufopferungen tragen mehr den äufseren Glanz als sie nach ihrem Wesen es sind; entweder opferte derjenige in seiner Lage nicht viel auf oder opferte seiner Neigung oder Behaglichkeit oder irgend eswas Menschlichem vieles auf, wovon der Zwote und Dritte nichts in seiner Seele regsam gewahr nimmt. Ich mufs Ihnen einen Fall vorlegen, und versuchen, was Sie davon sagen. Sokrates ward aufmerksam auf den blühenden und allgemein angebetenen Alzibiades. Dieser achtete zuerst wenig oder gar nicht auf ihn. Doch wufste Sokrates eine Zudringlichkeit anzuwenden, die jenen selbst mit Widerwillen fesselte. Alzibiades prahlte auf eine unausstehliche Art. Er spendete wo er konnte und schien mehr durch Grosmuth als Schönheit Aller Herzen an sich ziehen zu wollen. Nach dem er so oft dem Weltweisen von seinen Gü-

tern vorgeprahlt, legte dieser dem Alzibiades eine Karte vor und sagte, zeige mir doch Griechenland mein Lieber. Alzibiadas wies es ihm. Welch ein kleines Land in Hinsicht der ganzen Erde, rief Sokrates aus. Weist du mir nicht Athen zu finden, fuhr er fort. Hier ist es, erwiederte Alzibiades. Himmel welch einen unbedeutenden Fleck macht diese glänzende Stadt für die Erdkugel aus. Wo mögen wohl deine Güter liegen mein Lieber, sagte Sokrates? ich sehe sie nicht, versetzte Jener. Nun siehst du, fiel der Weltweise ihm ein, wie kleinlich deine Reichthümer sind, da man sie nicht eines unbedeutenden Fleckes auf der Karte gewürdiget hat. Alzibiades erröthete und nie belästigte er das Ohr des Weltweisen minder mit seinen Reichthümern. Man muſs gestehen, dieses Mittel sucht seines Gleichen, den Übermuth eines trotzigen Adonis zu strafen, aber wie ge-

fällt Ihnen das Recht bey dieser Sache? Zu sagen: Sokrates hat unrecht gehandelt, wäre geraset, aber sie wissen, welch ein mächtiger Unterschied zwischen Recht und Unrecht ist. Plato sagt selbst in seiner Republik: Die Gesetze des Staats sprechen nur vom Unrecht, nie aber vom Recht. Und das aus einem guten Grunde füge ich hinzu, weil sich vom Recht nach unserer obigen Herleitung nichts angeben läfst, als dafs es da ist. Alzibiades erwartete den Ausgang dieses Gesprächs gewifs nicht, um so mehr ihn eine Röthe überflog, welche auf jedem gewöhnlichen Wege ihm nicht abzulocken war. Das Recht kennt für sich kein Kleid, keinen Umweg und Schmeichelei. Es spricht wie das Gebot Moses, im Namen Jehovas. Auch könnte das Recht vielleicht einen Jehova abgeben. Sokrates würde nichts bezweckt haben, wenn er den Alzibiades ohne Spiegelfechterei gesagt hätte: mein lieber Alzi-

biades, du thust Unrecht, dafs du prahlest; denn Reichthümer geben keinen Werth und prahlen ist etwas Schlechtes: so würde jener nach seiner Gewohnheit ein lautes Gelächter aufschlagen, sich umgekehrt und gesagt haben: der Mensch ist ein rechter Thor. Sokrates wufste dies zum voraus und geräth auf eine schlaue Einfädelung, worin der andere ganz unbefangen sich verstricken mufste. Sokrates wich nach meinem Dafürhalten für sich vom Recht — das heifst so vernünftig, das will sehr oft politisch sagen, er es anging, den stolzen Jüngling nicht allein zu demüthigen, sondern nach und nach zu bessern, so nahm doch in seinem Innern das Recht eine Wendung, wodurch es seine Reinheit verlor — genug davon! Es gab keinen vollkommenen Staat in der Welt, giebt keinen und wird keinen geben. Ich glaube darüber nichts mehr sagen zu dürfen. Es kam eine Abhandlung von einem gro-

fsen Manne heraus, die hiefs: zum ewigen Frieden. Dem Menschen schien der Gegenstand beynahe lächerlich, weil jeder sich besser kannte, als dafs er ewigen Frieden halten würde. Aber die Sache behielt ungeachtet der Sonderbarkeit ihre beschiedenen Wege und der ewige Friede tritt wirklich ein, wenn die Menschen nur gesonnen sind, die Bedingungen einzugehen. Obgleich wir keinen ewigen Frieden kennen, obgleich wir noch immer Bildhauer und Maler haben, wenn schon idealische Stücke geliefert werden, suchen wir doch stets das Höchste. Dieses Streben, das Gebrechliche mit dem Unwandelbaren zusammen zu fügen, oder gar die Unendlichkeit zu realisiren, bleibt der Menschheit. Eine Konstitution kann also in der That dem Rechte näher liegen, als die andere; ein Mensch kann sonder Zweifel mehr nach dem Princip des Rechts wie der andere handeln, aber demungeachtet giebt es keine

vollkommene Konstitution, giebt es keinen Menschen, der das Recht rein ausübt. Bey einem einzelnen Menschen ist dies eher möglich, dafs manche Handlungen gerecht sind, weil er den frommen Willen hegt und daraus eine Moralität entsteht; bey einem Staate wird es unmöglich, weil hier alles nur nach aufsen steht und jeder nach Gutdünken das publicirte Gesetz modifiziren kann. Von einer Konstitution darf man erwarten: dafs sie die Form des strengsten Rechts an sich trage. — Auf Ausführung mufs nie gesehen werden, denn diese bleibt immer fehlerhaft, aber wo selbst die Form jene Fehler zeigt, schwindet endlich der entfernteste Schatten des Rechts. Ich würde darum alle Politiker geradezu verlachen, welche über das Wohl des Staats ins Wilde hinein vernünfteln und nicht unbedingt sich an die Form des Rechts hielten, ohne welche sie der Ungerechtigkeit Thor und Riegel

öffnen. Die Vollziehung beruht immerhin auch dann noch auf guten Menschen, um den rechtlichsten Satz bey einzelnen Fällen nicht unrecht zu machen. Was man von Gleichheit und Freiheit sprechen mag, beginnet jeder neue Staat mit einer Ungerechtigkeit. Die Klügsten und Tapfersten und Kühnsten brechen die sogenannten Fesseln. Sie berathschlagen sich über das Bessere, glauben es gefunden zu haben, lassen es dem Volk vorlesen; dieses wird entweder durch eine lebhafte Vorstellung überrumpelt, oder ist zu furchtsam zu reden, überdem da nicht alle zugleich, sondern nur Einer zur Zeit reden kann und dieser Eine von den Gewaltigen schon als Verschwörer und Empörer behandelt zu werden fürchtet; so werfen jene wenige sich zu Vormündern einer Nation auf und die Mehrheit mufs es sich gefallen lassen, weil sie nicht sprechen kann oder auch nicht zu sprechen vermag. Man sehe die neuen Kon-

stitutionen an und mit den Alten ging es nicht besser. Durch Mächtige im Schwert oder der Zunge — für das Recht einerley — gründete Romulus sein Reich, ward Rom eine Republik, rettete Brutus sein Vaterland von gefährlichen Anwerbern eines Throns; ward Cäsar Kaiser; bildete Carl ein deutsches Reich; ward Alles wie es da ist.

Sie mögen wohl fragen: wie soll es denn werden? wie gründet man eine rechtmäfsige Constitution. Da giebt es gar keine rechtmäfsige Gründung, als die nach ihren Decreten oder Beschlüssen gewifs die Allerschlechteste würde. Das wäre! Trete Jeder, wer will, vors Volk auf und sage das Seine. Nachdem alle ausgesprochen haben, komme man nach einigen Tagen wieder zusammen und Jeder im Volke, der zu Erwachsenen gezählt wird, schreibe, wenn die verschiedenen Vorstellungen in bestimmte

Fra-

Fragen gebracht sind, mit einem Ja oder Nein auf, was er wünsche. Diese Zettel werden gezählt, die Mehrheit entscheidet. Und auch dann fände vielleicht noch Partheilichkeit statt. Die Antworten selbst würden nach der Mehrheit sogar dem Unrecht zufallen, weil die Wenigsten wissen, was sie wollen. Es bleibt also jede Verfassung das Werk einiger Menschen, und hier beruht es auf ihrem Gutseyn. Nun geben Sie mir den Unterschied einer monarchischen und demokratischen Verfassung an? Bey dieser Frage hört das Recht auf, Einwürfe zu machen, denn dieses wird unter der Bearbeitung schon verlezt. Derjenige oder diejenigen müssen unfehlbar seyn, welche eine Verfassung gründen; in dem sie fehlbar sind, fehlen sie schon.

Das Schmachten nach Unendlichkeit lähmt unsere Kräfte, übt eine Allmacht über den Denkenden aus und giebt dem Menschen demun-

Bayerische Staatsbibliothek München

geachtet fast unbedingt seinen Werth. Es ist der Lohn des Trachtens und Denkens und wächst in dem Grade wie der Geist sich von aufsen und innen für das Bewustseyn erweitert. Dieses Schmachten der Jugend in dem Gefühle des herannahenden männlichen Alters, der gewahrenden Jungfräulichkeit wirkt das Unendliche, da es in dem 16ten bis 20sten Jahre süfse Lebensschwärmerei war; diese ächte Geleiterin jedes vorzüglichen jungen Mannes und jedes lieblichen Mädchens verwandelt sich in ein Schmachten nach der Unendlichkeit. Wenn die Anschauungswelt oder die Erscheinungen in der Natur nach und nach dem Menschen sich offenbaren und alles sich abwickelt von dem grofsen Knäuel des verschlungenen Weltrundels, so schwindet der süfse Zauber, welcher wie ein leichter Nebel über dem Meere von unbekannten Dingen lag und jedes Einzelne für sich erhält ein so kleinliches Ansehen, dafs es vor

unseren Augen zusammenschrumpft. Der ewige Geist bleibt immer derselbe. Seine Unendlichkeit wird durch die beschränkte Natur nicht begrenzt. Er begrenzt sich selbst, aber sobald er seine Setzung auf die Erscheinungswelt zurücknimmt und nur sich selbst beschauet, schwingt er sich um die Unendlichkeit, und es kostet dem Manne manche Thräne, weil er etwas erschmachtet, was diese Welt nicht giebt. So ist es würklich meine Ida. Alles Grofse und Gute in dem Menschen dehnt sich zu einem Verlangen aus, was diese Welt nicht giebt. So lacht hinter dem Isis-Schleier, den kein Sterblicher lüften darf, ein Jenseits hervor, was wir Unsterblichkeit nennen. Diese Unsterblichkeit ist demnach das Schmachten nach Unendlichkeit. Der Skandinavier Walhalla war ein hohes Gewölbe, eine goldne Halle, mit vergoldeten Schilden gedeckt; die Sitze mit glänzenden Panzern belegt; eine

Aussicht durch 550 Thore über alle Himmel und Götterbewohner nach den Alleen der Götterstadt und auf dem nahgelegenen, lustvollen Hayn Glasor; umgeben von Götterjungfrauen, welche ihnen das Horn des göttlichen Trankes darreichen. Der Göttervater Odin sitzt oben an. Die Skandinavier machten auf diese Weise zu ihrem Walhalla ein idealisirtes Erdenleben. Alle Wünsche, alle Neigungen, die ihnen hier nicht dem tausendsten Theile nach in Erfüllung gehen, erwarten sie dort, wenn die Walkyren das Todesgewebe vollendet haben. So schmachtete auch diese Nation nach der Unendlichkeit und der historische Beweis, meine Theure, mag dem uns tief im Geiste ruhenden Glauben und der Hoffnung nach der Unsterblichkeit voran gehen. Der Dichter Virgil bemerkte sie schon an den Römern: dafs ihnen die Liebe zu allem, was sie im Leben verloren, auch in die Unterwelt nachfolge. Doch bemerken sie ältere

Nationen. Der alten Caledonier, ewiger Sänger Ossian läfst Abgeschiedene die sterblichen Freunde umschweben wie in leichten Nebelgewölken; die Winde seufzen dreymahl um den Schatten her und der Schatten zeigt sein blosses Angesicht aus den Ritzen eines Felsens. Der Klang ihrer Bardenharfen tönet zu den Sterblichen wie Bergseufzer herüber. Sie neigen sich über diese, aus dem Busen ihrer Wolke sich beugend. Ossian freuet sich, dafs er seine Malwina wieder sehen und in ihrem Umgange sich erheitern werde. In den Inseln der Tapferen herrscht ein ewiger Frühling und eine unsterbliche Jugend. Die Sonne scheinet unvergleichlich milde. Sanfte Lüfte fächeln. So wie die Bäume sich regen, tönet es wie sanfte Musik, Blüthen und Früchte hängen zugleich zur Erde. Die Thäler liegen offen und frey bis an den Ozean hinan. Das Ganze war bey den Caledoniern ein luftiger Himmel, mit Harfentönen

und süfsschwärmerischen Klängen lieblicher Stimmen erfüllt. Welche ein Schmachten nach der Unendlichkeit blickt aus diesen himmlischen Schwärmern hervor. Ihnen beruhet alles auf einem namenlosen Gefühle, wo sich keine Akzente angeben lassen, sondern alles in das unnennbare Etwas zusammenfliefst und minder herausströmt, was die Einbildungskraft gebieret und sie wirksam erhält. Die Materie sinkt hin und das reine luftige Gebilde rastet wie ein zarter Umrifs, der keiner Zerstöhrung unterworfen ist, sondern in der Unendlichkeit sich pflegt und erhält. Der Parse liest in seinem Zand oder ihm geheiligten Buche, dafs die Seele des Gerechten nach diesem Leben einige Schritte thut. Mit dem ersten setzt sie sich an den Ort des reinen Gedankens, mit dem zweiten an den Ort des reinen Wortes; mit dem dritten an den Ort der reinen That. Sie wagt einen vierten Schritt und geht damit ins Urlicht. Mu-

hamed belehret die Moslemin, dafs die Gläubigen mit Blitzes Schnelligkeit an einen Brunnen kommen, dessen Wasser weifser als Milch, sein Geruch angenehmer als Moschus sey. Die Trinckschalen rings umher sind den Sternen des Firmaments an Zahl gleich. Das Paradies liegt über den 7 Himmeln. Statt Steine findet man hier Diamanten. Die Stämme der Bäume sind von Gold. Der Baum der Glückseeligkeit, Tuba, breitet seine fruchtbeladenen Zweige über alle Gläubigen hin. Aus seiner Wurzel entspringen die Flüsse des Paradieses. Selbst der geringste Gläubige wird 270 schwarzäugigte Schönen, von blühender Jugend und feinem Gefühle besitzen. Prächtige Betten, himmlische Weine, wollüstige Feste, berauschende Conzerte, ewige Jugend und alles Grofse, was die glühende Phantasie der Morgenländer riesenmäfsig zusammen paaren kann, machen das Gemälde jenes Lebens aus. Der Indier läfst nach

Anleitung seines Hindu die Seele durch 87 Stufen geläutert werden. Vorher ist sie noch physischen und moralischen Fehlern ausgesetzt, nachher völlig rein und glückseelig. Der Tibetaner hält in dem Glauben an seinen Dalai Lama Seelenwanderungen, bis er endlich in den Götterstand tritt. Der Sinese ist es, welcher den höchsten, geistigen Schwärmer nach Anweisung seines Konfuzius erzeugt. Ein und All enthält die Grundlage dieses sonderbaren Systems. Die höchste Seelenruhe besteht darin, dafs man nicht mehr denkt und fühlt und kein Verlangen mehr hegt. Das höchste Gut ist das Bewufstseyn, sich in dem Abgrund der Gottheit zu finden, durch das Zusammenfliefsen seiner Persönlichkeit mit derselben, seines Ichs entrissen und von jener verschlungen zu seyn. Die Sinesischen Philosophen gerathen in eine Vorempfindung davon, wenn sie in dunklen Zimmern mit geschlossenen Augen sich an-

strengen, ihr Nichts zu denken und zu empfinden. Sie legen dem Bilde, welches ihnen ihr Zauberpinsel der Philosophie vormahlt, Leben und Wesen bey. So entfernt von allem Analogen unsers Geistes dieses Ziel ist, meine Ida, so werden Sie finden, dafs keine Glaubenslehre durch wahre Schwärmerei des Unerkennbaren so hoch gestiegen ist, um alles Denkbare selbst nachzudenken. Die Bonzen, Lehrer des Fo, hegen eine ähnliche Lehre und das alte Emomations - System finden wir hier noch mehr zusammengesetzt, indem die Seelen nach vielen Mühen in die Gottheit zurückkehren, aus der sie herausgingen. — Diese Skizze mag Sie überzeugen, wie alle Nationen, welche nur einigermafsen aus dem Stande der Natur schritten, die Unendlichkeit erschmachteten, wie jeder diese sich anfüllte aus den herrschenden Grundsätzen seines Vaterlandes. Nachdem in einem Lande die Phantasie oder

die Vernunft mehr bearbeitet wird, nachdem bilden sie sich die Unsterblichkeit auf eine sinnliche oder geistige Art. Gleichviel, das Ideal schwebt ihnen stets vor Augen und das Wollüstige eines Orientalers überflügelt eben so sehr unsere Betrachtung, wie das Herausreifsen unsers Ichs nach Konfuzius Lehre aus unserem Innern, oder sich mit Spinoza in die Urkraft vergraben zu sehen. Wir staunen über die Riesengebäude der Menschen, bemitleiden selbst die Verirrungen einzelner Weisen, aber beten das Göttliche in unserm Ich an, was luftige Welten um sich erschafft, um seine Kraft, die ins unendliche geht, anzuwenden; sey es im Spiel oder Ernste. Das Schmachten nach Unendlichkeit ist aber nach dem Inneren unseres Ichs etwas nothwendiges. Sie werden finden bey allen, was endlich, das heifst begrenzt ist, dafs seine innere Beschaffenheit und äufsere Anwendbarkeit keiner Linie ohne Ende

gleichet, sondern es läfst sich ein Punkt denken, wann auch nicht angeben, über den es hinaus geht. Nehmen Sie in der Welt, was Sie wollen, wenn sich die Beschränkung oder vielmehr die Grenze nur ahnden läfst, so verliert es über kurz oder lang seinen Werth. Das höhere Interesse, was wir an die ganze Natur knüpfen, liegt wahrhaftig nicht in der Natur, sondern in dem, was wir hinein legen. Ein Frühlingstag, eine Blumenflur gewinnet durch sich selbst nicht dieses immer erneuerte Wohlbehagen und Wohlseyn des Zuschauers. Denn die nähere Zersplitterung der einzelnen Gegenstände, wodurch das Schöne in uns erweckt wird, gebiert nicht das Gefühl des Unendlichen, sondern der unendliche Geist verwandelt das Endliche in ein Unendliches. Alles formt und ballt und verstäubt vor unsern Augen und wir können es mindestens so scheiden, als wären wir bey seinem künftigen Un-

tergange gegenwärtig. Eins bleibt sich seiner bewust und sich gleich, und läfst sich durch nichts begrenzen. Das ist unser Ich in uns. Mit einem Sprunge setzen wir über die Schranken des Begrenzten und wenn wir auch nichts weiter damit verbinden, so rastet das Überspringen doch. Mit dem Hinüberfliegen aus allen Endlichen läfst sich nichts verbinden, denn das Unendliche besteht gerade darin, dafs es nicht verbunden werden kann. Alles was verbunden ist, hält seine Grenzen eng oder weit und so gerathen wir, wenn wir anschauen oder fassen wollen das Unendliche ins Endliche, weil das Anschauen etwas Gesetztes, mithin etwas Endliches zum Gegenstande hält. Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie deutlich mir das ist, und wie unnatürlich mir es scheint, etwas von dem Unendlichen begreifen zu wollen. Das Erschaffen läfst sich gar nicht erklären noch denken, die Elemente, eines

oder mehrere bleiben für den Verstand, mithin für das Begreifliche unvernehmbar, weil die Unendlichkeit etwas zuerst in Grenze setzt. Dieses schauen wir an — weiter läfst sich nicht schauen, das Begreifliche hört auf und das Unendliche gleicht den Phantomen, denn wir Menschen, an das Sichere und Haltbare und Bleibende gewöhnt, können das Himmlische nicht begreifen, weil es mufs geistig gerichtet werden. Wir hoffen und glauben und ahnden nun immerfort. Wir träumen und verlieren uns in Nebelgebilde der Phantasie — das Spiel der unendlichen Vernunft. Dieses Nirgendsaufhören, Nimmerrasten entspringt aus dem Schmachten nach Unendlichkeit. Wir wollen etwas Grofses bestehen und da wir es nicht können, weil alles beschränkt zur Wirklichkeit kömmt, so wallt es in unserm Herzen von Hochgefühlen und unser Kopf brennt von den und selbst unbegreiflichen Ideen, deren keine

in dieser Welt realisiret wird. Je mehr Wille in einer Handlung liegt, je kühner das Streben nach dem Guten hervorleuchtet, desto erhabener steigt der Mensch vor uns hervor und wir möchten vollkommen, rein, gut und gros wie das Unendliche ist und wie dieses in einem Wesen zu etwas Wirklichen für die Idee sich bildet, wie Gott selbst seyn. Die Unsterblichkeit aus der Nothwendigkeit des Gleichgewichts zwischen Recht und Glückseeligkeit abgewogen von Gott selbst, hervorgehen zu lassen, fafst eine erhabene Idee in sich und bindet die Menschen in ein wahres christliches Verein, ist auch in der Anwendung für jeden unbefangenen Menschen nutzbar und begreiflich. Indes hat der Glaube an Unsterblichkeit einen höheren Ursprung. Das Schmachten nach Unendlichkeit kann nicht authören, weil es die Unendlichkeit betrift. Nie könnte es die Unendlichkeit betreffen, wenn nichts Unendliches dieses

Schmachten hervorbrächte. Alle die Dinge in der Anschauung können doch keine Veranlassung für etwas aufser allen Grenzen geben. Ja was noch mehr ist, der Verstand, also das Menschliche hört gar auf, sobald wir uns Vernunftideen überlassen. Da nun das Unendliche nichts Gemeinschaftliches mit dem Endlichen hat, folglich gar nicht aus dem Letzteren entspringen kann, mufs es aus sich selbst kommen. Und so ist es wirklich. Unser Ich als das Unendliche sucht sich selbst aufser sich zu realisiren. Das immerfortwährende Begrenzen, das Bleiben in Zeit und Raum genügt ihm nicht und so erschmachtet es sich selbst, erschmachtet die Loslassung aller Fesseln der Endlichkeit, um sich, seinen eigenen, erhabenen Selbst treu und wahr zu bleiben. Der allgemeine Glaube an Unsterblichkeit, das Verlangen, von allem Kleinlichen, Mangelhaften und Begrenzten befreiet zu werden, rührt ein-

zig und allein aus dem unendlichen Ich her. Das Schmachten höret nicht auf, wenn das Ich nicht aufhört. Aber wer bürgt mir, dafs dieser Allerschaffer nicht untergeht? Diese Frage, so leicht sie aufgeworfen und in ihrer Beantwortung so schwer scheint, ist eigentlich keine Frage, da, wie wir oben gesehen haben, das Unendliche nur durch sich selbst ist, was es ist, sich selbst begrenzt und diese Grenze wieder aufhebt, so läst sich keine Aufhörung denken, da das Aufhören nur in dem Endlichen liegt, aber etwas Widersinniges, mithin Widersprechendes in sich fafst, sobald als man es auf das Unendliche anwenden will. Wir müssen unsterblich seyn, so gewifs wir nach dem Unendlichen schmachten — unser Ich kann nicht aufhören, denn es ist das Unendliche. Begreifen kann man nur das Begreifliche, verstehen nur, was den Verstand angeht, aber fühlen das Unendliche. — Wir gleichen der

Sonne.

Sonne, deren Luft durch die Strahlen nicht abnimmt. Die Strahlen sind etwas Begrenztes, das Licht selbst erschafft und alles was es erschafft ist Licht. Dieses Licht kehrt in sich selbst zurück. Ich bin sehr der Hofnung, sagte Sokrates kurz vor seinem Tode, dafs der Verstorbene noch etwas sey. Er philosophirte sofort, und sagte unter andern: Da die Begierden und Freuden ohne Zweifel Hindernisse der Weisheit wären und aus ihnen und den Bedürfnissen Krieg und Übel entständen, also alles wegen des Körpers, so folge eine wahre Weisheit erst, wenn die Seele nicht mehr durch den Körper gestöhret werde; denn, wenn nichts mit dem Leibe rein erkannt werde, so geschehe es ohne ihn oder gar nicht. Die Seele gleicht einer Leier, fügte er unter andern hinzu, die Saiten zerreifsen, aber die Harmonie bleibt nach.

Es ist eine grofse Sache um das Zutrauen unter den Menschen. Alle Verbindungen, welcher Art sie auch seyn mögen, hören auf, wenn in die Stelle des Zutrauens Mistrauen gesetzt würde. Führen Sie diesen Grundsatz unter die Menschen ein und die Staaten fallen zu Trümmern, die Ringe der Ehen sprengen auseinander, die unauflöfslichen Knoten der Freundschaft werden mit einem gewaltigen Schwerte zerhauen. Es ist ein sonderliches Ding um das Zutrauen. Man kennt sich nicht genau, man schliefst von Erfahrungen und äufseren Handlungen auf das Innere, aber mit welchem Erfolg? Das Ohngefähr waltet in der wichtigsten Angelegenheit des Menschen mehr wie irgendwo anders, und wenn wir in das Geheimnifs dieses wechselseitigen Zutrauens drängen, so würden wir mit verstohlenen Seufzern uns dieses Nachdenkens gerne entschlagen. Aber wie? Schwanken wir so nicht immerfort

zwischen Zutrauen und Mistrauen? wer bürgt Sie und mich nicht eben so gut in Freundes Händen verrathen zu seyn, wie es so manchem Sterblichen erging? Eine Erleichterung dieser ewigen Gefahr giebt allerdings der Ausspruch Sokrates: ganz schlechte und ganz gute Menschen giebt es wenige, aber des Mittelpuncts desto mehr. Wie in einem Staate das Recht gleichsam wie von selbst so handlich von jedermann ausgeübt wird, ohne dafs es dem hundertsten Theil einfiel, an das Recht nur einmahl zu denken, geht es auch in den engern Verbindungen der menschlichen Gesellschaft. Die Gewohnheit ist hier die Natur, welche mütterlich sich der Irrenden annimmt, damit sie aus Gebrauch thun, was ihnen die Pflicht auflegt und ein friedliches Leben bewirkt wird, ohne gar grofses Verdienst damit zu erwerben. Das Zutrauen unter den Menschen mufs allerdings einen weit höhern Grund fassen

als den die Gewohnheit auflegt, sonsten würde leicht das Gegentheil geschehen, wie es bey gänzlicher Vernachläfsigung der Beziehung aufs Recht auch genug geschieht und ganze Staaten zernichtet, da wir dergleichen nicht weit zu suchen haben. Was würden die Leute sagen, bleibt ein guter Behelf in einem ruhigen Staate, um die Menschen maschinenmäfsig durch die Welt zu ziehen, aber in Gefahren der Noth, bey grofsen Leidenschaften, bey grofsen Menschen, schlecht oder gut verschlägt diese *essentia miraculosa* nicht viel. Die ganze Moral ist wie ein Wechsel mit der schwärzesten Dinte vermischt, wenn nicht das Unauslöschliche in dem Inneren, vor den Augen unsichtbarem liegt. Ächte Freundschaften, ächte Ehen, ächte Familienverhältnisse kennen wir wenige, denn es giebt zu wenige grofse Menschen und diese wenigen kommen selten in das Verein, wenn sie sich manchmal auch nahe genug sind.

Demungeachtet bleiben Familien, stiftet man Freundschaften, heirathet man fort und es gelingt mehrentheils ganz leidlich, denn wie gesagt, des Mittelguts giebt es viel und die Natur nährt, wenn die Freiheit schläft. So hat gleichsam die höhere Instanz dafür gesorgt, dafs keine grofse Verwüstungen in dem moralischen Reiche bewirkt würden, wie die Körperwelt durch ihren gesetzmäfsigen Gang den Spiegel davon zeigt. Hier wird die ganze Seelenlehre wie in einem optischen Glase zurückgeworfen und es folgt sich natürlich, wie die Farben durchs Brechen der Strahlen. Dem das Herz höher wallt wie alltäglich und dem die Gedanken empor sich schwingen, wird sonderbar dabey zu Muthe. Mit jedem Pulsschlage bestätiget sich ihm seine traurige Aussicht, denn er findet zu wenig, was ihm huldiget und seinen Gefühlen entspricht. Er resignirt, wenn er grofses Herzens ist, wie ein Schiller und hofft

die Eide der Natur dereinst erfüllt zu sehen. Ein Anderer hebt sich empor über die Erde und behandelt den gröfsten Theil der Menschen wie etwas Sächliches, — mithin braucht er das Zutrauen nicht aufzugeben. Er ruft von der Welt aus, was Gibbon von den Ägyptern sagt: es war in Ägypten weniger schwer, einen Gott als einen Mann zu finden. Gebrauch und Lebensruhe sichern das lockere Band und man lebt sich ein sterbliches Leben.

Unter vielen Träumen der Menschen gehören auch die Ringe und die Gürtel, mit denen man sich unsichtbar machen kann, um in die Geheimnisse seiner Nebenmenschen zu dringen und sich von ihrer Rechtlichkeit zu überzeugen. Sie finden wohl, dafs die Resultate nicht befriedigen können und würden obendrein manches Schmähliche entdecken, weil manches im Geheimen geschieht, was man dem Lichte

nicht anvertrauet, um dem eingesogenen Grundsatze treu zu bleiben: „was werden die Leute sagen.“ Ich will Ihnen hier eine kleine, aber wahre Geschichte zum Besten geben. Der deutsche Kaiser Maximilian der erste, von grofser Seele und vielen Kenntnissen, kam einstens in Nürnberg. Man machte ihm einen grofsen Pokal mit Goldgulden zum Geschenk. Maximilian liefs diesen auf der Tafel stehen. Nach geendigtem Mahle hielte man ihm zu Ehren ein Schauspiel. Die Gesellschaft setzte sich vor dem Tische, so dafs die Tafel im Hintergrunde des Zimmers stehen blieb. Während der Aufführung liefs ein Hofbedienter sich gelüsten, eine gute Handvoll aus dem Pokal zu nehmen. Der Kaiser hatte zum Unglück einen Ring am Finger, in welchem ein Stein Phengites, der sehr klar und glänzend eingelegt war, der wie im Spiegel die Gegenstände hinter ihm darstellte. Der Kaiser sagte schnell zu

dem Menschen: er solle so viel Goldgulden aus dem Pokel nehmen, als er mit der Hand fassen könne und sie zählen. Jener nahm sehr behende einige heraus und zählte sie. Nun fuhr Maximilian fort, zeige jene, welche du heimlich herausgenommen hast, dafs ich sehe, ob du jetzt oder vorher beherzter zugriffest. Der Gestohlenen waren mehrere als deren, welche er mit Erlaubnifs genommen. Maximilian sagte nun: Nimm beyde Summen hin, aber hüte dich, mir wieder vors Gesicht zu treten. — — Wie gefällt Ihnen Maximilian? wie der Phengites? — — Ein Kaiser bedarf wohl eines allgegenwärtigen Auges, weil die Dinge zu wichtig sind, welche ihm versteckt gehalten werden. Die Freuden des Lebens, welche in Mittheilung der Gedanken und dem Umfangen und Umfassen einiger häuslicher und guter Menschen bestehen und auch auf dem gegenseitigen Zutrauen beruhen, mufs er, als der

über Alle, sich schon vergehen lassen. Das Weise um ihn her ist ein geschmüktes und eitles Ding. Das Bewufstseyn des Rechts bleibt beym Bettler und Kaiser der Grundstein alles Zutrauens. Damit will ich sagen: wer sich und Gott treu bleibet, braucht kein Mistrauen in Andere zu setzen. Was wird man ihm Grofses anhaben können, da er seinen Himmel in sich trägt, den nicht Motten und Verwesung verderben. Der Kaiser aber lebt sich nicht allein, auch nicht seiner Familie allein, welche er mit einem scharfen Auge noch nothdürftig übersehen kann, sondern er lebt Millionen. Der Ring ist freylich ein spashaftes Seelenglas und oft mehr werth, wie ein ganzes physiognomisches Buch und alle Zeichnungen der Natur, aber ich möchte doch behaupten, dafs unser trefflicher Max seinen Phengitesring sehr oft in den Pult gelegt habe, um sich nur nicht irre machen zu lassen, in dem, was zu thun

sey nnd überdem seine ihn Umgebenden nicht gar zu idealischen Heuchlern zu erziehen, wozu ein Glafs mit der Kraft sehr tauglich ist. Mich freuet es, dafs der grofse Gott, dem seine Schöpfung nicht schlecht gelungen zu seyn scheinet, für gut befand, uns kein Auge am Hinterkopfe zu pflanzen. Denn ich glaube, vor allem Sehen sähen wir gar Nichts. Schiefsen wir jetzt Purzelbäume, so hätten wir sie dann dreyfach geschossen. Es mufs nun einmahl aufs Gerathewohl gehen, oder alle Moralität ist aus und zu Ende. Hier bleibt keine Sicherheit mehr übrig als die Sicherheit, welche Jeder sich selbst giebt, um mit einem guten und dem Höchsten wohlgefälligen Herzen, einfach und unschuldig hinzuwandeln, alle Menschen wie Brüder anzusehen, bis wir deutlich einen Schurken darunter finden, den wir darauf seine Wege gehen lassen; doch dabey nicht vergessen, mit dem grofsen Luther zu

sagen: in unseren eigenen Busen zu greifen und zu fühlen, ob wir noch Fleisch und Blut haben.

Die Juristen halten als Grundsatz; halte Jedermann für gut, bis du vom Gegentheil überzeugt bist; die Theologen sagen, wie wohl auf eine andere Façon a parler das Gegentheil: alle Menschen sind von Natur böse. Das äufsere Recht kann nicht eher handthieren, bis es verletzet wird, und bis dahin verschonen die Gesetze Jeglichen, der unter ihrem Bezirk steht und der Juristen Satz ist begründet. Die Theologen beschäftigen sich mit dem Menschan nach seiner Moral, welche das äufsere Recht nicht betrift. Da findet sich in der That, dafs alle Menschen von dem ersten Bewufstseyn ihrer Handlungen an mit einem feindlichen Theile kämpfen; dafs Ihre Natur sie gleichsam zwinge, böse zu seyn. Dadurch

nehmlich, dafs sie Natur sind, mithin unter Anschauung und eine bleibende Erscheinung gebracht werden, sind sie endlich und begrenzt, wie Sie aus einem anderen Briefe von mir wissen. Dies ist das Mangelhafte. So wie Sie diesem Mangelhaften folgen, mithin Ihre Willkühr dahin bestimmen, wird etwas Böses. Vermöge ihrer Natur können die Menschen nicht anders als Böse handeln und würden es durch und durch seyn und bleiben, wenn sie nicht etwas höheres anerkennen müfste und in sich verehrte, was über alle Natur geht. Das Zutrauen der meisten Menschen gründet sich auf das juristische Prinzip und mit Recht, weil die Menschen, in Pausch und Bogen genommen, mehr aus Furcht als aus Liebe thun, was sie schuldig sind. Der Mensch von grofser Seele trauet seinem Nächsten ein Besseres zu, weifs recht wohl, dafs aller Menschen Natur verderbt sey; aber er hofft es zu seiner Gött-

lichkeit, zu seiner Unendlichkeit, dafs Jener die Natur nicht ungezäumt werde wirken lassen, sondern folgen dem Ideal, so weit die Endlichkeit es nur erlaubt. Dafs dies leztere nur für Wenige, wiewohl für die Besseren gelte, heurtheilen wir schon aus dem Verfahren der Staaten gegen einander. Die Politik geht noch heutiges Tages dahinaus, was nützlich ist, ohne vorher zu fragen, ist das Nützliche auch recht. Sie erlaubt sich nach diesem verworfenen Princip Maasregeln und Einrichtungen, welche gar bald den anderen und dritten Staat in Gefahr setzen. So leben denn alle Staaten gegen einander, wie im Naturstande und müssen Spiefse und Geschütz anschaffen, um sich vertheidigen zu können. Da sie aus gleichem Grunde sich einander gefehrden, bauen sie Festungen, legen Kanonen an die Grenzen, halten viele tausend Mann in beständiger Bereitschaft, Land und Menschen zu schützen. Hier geht alles nach

dem Nutzen zu. So lange diese Grundsätze noch unter den Nationen obwalten, mithin so lange diese nicht bessere Menschen werden, kann von einem ewigen Frieden, also auch von wahrem Zutrauen nicht die Rede seyn. Eine andere Art Zutrauen, welches nächst dieser das wirksamste und allgemeinste ist, besteht in dem Wechselgeschäfte. So gut man sich auch mit Documenten, sicheren Unternehmungen, angesehenem Papier, soliden Banken und festen Häusern, beschäftiget, beruhet doch Alles auf dem Gut- oder Schlechtseyn desjenigen, von welchem die Wechsel ausgestellt sind. Will Jemand die Welt betrügen, so versteckt er sein Geld, oder verschreibt es Anderen, welche nach Verlauf einiger Monate es ihm für gewisse, jüdische Prozente wieder abschreiben und sagt: er könne nicht bezahlen. Man verläfst sich zwar auf die Handhabung der Gesetze; indefs müssen die Creditores mit 10

oder gar 5 Procent vorlieb nehmen. Das Zutrauen spielt hier eine doppelte Rolle. Es geht hier von beyden Prinzipien aus. Bey den individuellen Lagen nimmt Jedermann Rücksicht auf das individuelle Verhalten des Käufers und trauet ihm darnach kleine oder grofse Summen zu. Die Handelschaft sagt mit dem grofsen Staatsmann Pitt und das mit Recht: Credit gilt mehr als Geld. So ist es wirklich. Kein Kaufmann in einer Handelsstadt kann sein Vermögen realisiren, wenn es Allen zugleich einfiel, es realisiren zu wollen. Es ist nur Papier. Lafs sämmtliche Kaufleute heute aufhören zu handeln, wie viel werden sie in klingender Münze haben, wenn Jedem das Seine baar ausbezahlt werden sollte? Daher rührt beym Bankschluls, wo Jeglicher baares Geld braucht, der hohe Disconto; wie dann das baare Geld 10 oder 12 mal bey dem nehmlichen Wechsler desselben Tages wiederkömmt. Es ist sehr an-

genehm, sich darüber zu unterhalten, wie das Ganze durch Zutrauen im Gleise bleibet und dadurch unbegreifliche Dinge ausgeführt werden. Ich aber will nur dahin zeigen, wie Alles auf Etwas beruhet, was sich nicht weiter angeben lässet — das ist: Du mufst Zutrauen in den Andern setzen. Alle Vorkehrungen gegen Mistrauen verschlagen wenig. Lafs einen Kaufmann in Miscredit kommen; lafs einen Staat Bewegung gegen den Anderen machen; so gehören augenscheinliche und triftige Beweise dazu, ehe wir das Vorurtheil gegen ihn ablegen. Selbst die Miene, welche Mistrauen verdient, schärft unsere ganze Aufmerksamkeit. Wir verfolgen seine Schritte und Worte mit scharfen Auge. Lügen ist das gröfste Laster der Erde. Eva wird durch eine Lüge sündig. Durch Lügen wird der Charakter aufgegeben. Es höret Jedes auf, woran man sich hält. So gewifs nun der Andere will, dafs man ihn für etwas

Blei-

Bleibendes halten solle, um ihn nicht als Sache zu behandeln, sondern als Person zu ehren, so gewifs hält Jeder sich berechtiget, Zutrauen von dem Anderen fordern zu können. Sie werden sich überzeugen, wie das Wichtigste auf dem Inneren beruhet und gar in keine äufsere Form gebracht werden kann. Das Gegenwärtige mag uns fürwahr nicht abhalten; denn der Betrüger kömmt leichter in die Lage, das Leben zu geniefsen als der Ehrliche. Aber das Unendliche und Ewige in uns gründet die Gesetze auf die Erscheinungen und giebt unserem Thun eine Haltung, wodurch Nationen Jahrhunderte bestehen. Ich schliefse mit Möser: die beste Goldwage ist ein gutes Vertrauen. Wer das nicht hat, der ist schon wirklich betrogen; und wer es hat, der isset seine Salade, schluckt eine Schnecke mit hinunter und findet ihn noch schmakhafter. —

Alles ist Wunder in der Welt und ich weifs nicht, warum wir uns den Kopf über die Wunder der Bibel so mächtig zerbrechen. Was würde man darum geben, zu erfahren, wie unser Ich in Verbindung mit unserem Körper steht. Was geht uns inniger an, als was wir beständig in uns tragen, und nächst dem, wie wir mit den Dingen aufser uns stehen. Ich weifs nicht, ob Sie schon den philosophischen Ausdruck Erscheinung kennen? Erscheinung ist diesen nemlich: was nicht Ich ist. Die Alten nennen gewöhnlich Erscheinung Körper. Weil es nun der Erscheinungen so viele giebt und wir viele nach Belieben verschwinden oder bleiben lassen, wie dies bey einer Gestalt, durch unsere Einbildungskraft erschaffen, der Fall ist, so nennen die Weltweisen einen Körper das Bleibende in der Erscheinung. Sie sehen wohl ein, dafs wir nicht nach Gutdünken einen runden Tisch vor uns lang oder

eckigt machen können, ohne daran arbeiten zu lassen. Denken wir uns einen Tisch, so können wir ihn in einer Minute auf einerley Weise gestalten. Der Tisch vor uns und der Tisch in unserer Vorstellung unterscheidet sich durch Etwas, was bleibt und nicht durch unsere Denkkraft aufgehoben werden kann. Nun mögen Sie den Tisch eine andere Gestalt geben, oder ihn verbrennen, so bleibt doch etwas, und zerlösen Sie die Asche darnach und nehmen noch tausend chemische Prozesse vor, so bekommen Sie doch nie ein Facit von rundem Null. Etwas restet. Dies Etwas kann natürlicherweise nicht in uns seyn. Mithin giebt es eine Natur, d. h. etwas Bleibendes, folglich dafs ohne unser Daseyn wäre oder seyn könnte. Was ist nun dies Etwas? Es ist Alles, wenn Sie wollen. Nehmen Sie ein Stück Silber oder Holz oder ein Thier. Lösen Sie diese 3 Theile durch Feuer auf, so bekommen Sie von diesen

5 Theilen Asche und es folgt nach einer langen Untersuchung der Schluſs: wir können von keinem Dinge eigentlich angeben, was es ist, sondern nur, daſs es ist und daſs Etwas bleibt. Die äuſsere Form ist willkührlich und kann dermaſsen verändert werden, daſs man mit gutem Fug behaupten darf: kein Körper hat eine wesentliche Form. Dies ist sonderbar genug. Gehören die Formen nicht wesentlich zu den Körpern, und muſs jeder Körper doch eine Form tragen, so müssen die Formen in uns liegen. Damit schien das ganze Rätzel gelöset zu seyn — denn nun sagten wir: der Tisch ist rund, der Baum ist lang, das Silber ist eckigt, weil wir den Dingen diese Form mittheilten. Doch wirft sich hiebey etwas in den Weg: wie geht es zu, daſs wir den runden Tisch nicht viereckigt ansehen, und wenn er in wenigen Minuten viereckigt gesäget oder behauen wird, nicht sagen können; er ist noch

rund? Sie sehen ein, dafs ich hier nicht von den willkührlichen Zeichen, rund und viereckigt spreche, sondern dafs unser Verstand sich sträubt, einem Dinge, nach seiner Veränderung, noch die vorige Gestalt zuzuschreiben. So liefse es dann, als wäre die Gestalt, das ist die Form, nicht von uns gegeben, sondern sie wäre jedem Dinge oder Gegenstande eigenthümlich. Und doch erinnern Sie sich des eben gemachten Schlusses: die Formen sind den Erscheinungen nicht eigenthümlich, weil sie sonsten bis zur gänzlichen Verschwindung des Körpers dieselben bleiben müfsten. Sie können dies am leichtesten bey einer Schmiedesse sehen. Ein glühendes Eisen läfst sich biegen und nimmt in einer Sekunde mehrere Formen an. Woher dies Formenspiel? Der Schmid kann das Quadrat aus der Stange schmieden wollen. Der Hammer folgt seiner Hand; die Hand dem Gesetze der Bewegung, welche

durch den Willen bewirket wird. Die Biegsamkeit bewirkt das Feuer. Befreien Sie sich nur von der Gewohnheit. Diese verleihet uns eine Fertigkeit, dafs wir das Mechanische fast übergehen und nur das Entstandene betrachten; der Knabe sieht seinen Vater schmieden, lernt es ihm ab und findet nun sehr natürlich, wie das Eisen diese und jene Form annehmen mufs, nehmlich durchs Feuer und seine Geschicklichkeit, den Hammer zu führen. Lassen Sie einen Blindgebornen urtheilen und er wird rund von lang, eckigt von einer Linie unterscheiden — die Farbe macht keine Form aus, sondern entstehet aus der Brechung der Lichtstrahlen. Wenn ein Körper von einem der Elemente mehr als der Andere in seiner Zusammensetzung enthält, so schluckt er eine gröfsere oder kleinere Quantität Licht ein und spielt diese oder jene Farbe. Die Form kennt der Blinde so gut wie der Sehende. Bringen Sie dem besten Kopf

einen Begriff von Linie und Zahl bey. Das sind Dinge, die wir voraus setzen, was Jeder durch sich selbst weifs und wovon sich keine mehr aufhellende Erklärungen angeben lassen. So steht es mit folgenden Begriffen: rund, lang, kurz, eben, hoch, niedrig, viel, wenig u. s. w. Daraus folget nun: wir übertragen die Formen von innen nach aufsen hinüber. Nun können wir freylich nach einer Idee, rund allmählich zum länglichten abstufieren, so dafs man kaum die Grenze unterscheiden kann, wo rund ins länglichte übergeht. Diese Bestimmung in uns, dafs wir Etwas durchaus rund und Etwas durchaus länglicht nennen müssen, läfst sich weiter nicht auflösen, als dafs wir das Gesetz dazu in unserem Ich findeu. Eine Regel mufs es seyn, sonsten würden wir nicht zu jeder Zeit zu einerlei Aussagen über Form und Figur gezwungen. Weil uns die Gegenstände aufser uns je-

den Augenblick Gelegenheit geben, zu urtheilen, und wir bald einen runden, bald einen langen Körper sehen, so bringt diese Gewohnheit uns dahin, dafs wir geneigt sind, den Gegenständen die Form als eigenthümlich zuzuschreiben, obgleich es in nichts weiterem besteht, als dafs wir Gelegenheit finden, unsere Urtheile von rund und lang anzuwenden. Nehmen Sie jezt alle Formen aus der Schöpfung, was bleibt übrig? Nichts Bestimmtes und doch Etwas. Sie sollen in ein dunkles Zimmer geführt werden, worin man zuvor Eckern und Buchmast warf. Sie gleiten aus, und weil sie nicht mit den Händen tasten dürfen, so nehmen Sie Ihren Fufs zur Hülfe, aber weil es einem Städter seltene und entfernte Dinge sind, verfallen Sie nicht darauf und Sie erklären: es mufs freylich Etwas seyn, aber ich weifs nicht, was. Man giebt Ihnen einige in die Hand, auf der Sie einen

Handschuh tragen, und Sie urtheilen dann, eines ist oval, das andere ist dreyeckigt. Denken Sie sich auf diese Weise die ganze Natur ohne Licht und nehmen sich den Sinn des Geschmacks weg, so ist das Etwas gleich Nichts, wenn Sie anders nicht das Gefühl anwenden. Mir deucht: Sie können schon mit mir einig seyn, dafs die Formen aus uns kommen, und dafs jenes, was auch ohne uns bleibt, ein solches ist, wovon wir gar keinen Begriff haben. Deswegen nannten die Alten das Etwas vor der Schöpfung ein Chaos. Sagen Sie mir, was wollen Sie sich für einen Begriff von etwas Zusammengesetztem machen, wenn Sie sich dieses ohne Form denken sollten? Daraus folget: Wir sind Schöpfer der Natur. Ohne uns gleicht die Natur einem Nichts, da es erst etwas durch die Form wird und die Form nur durch uns entsteht. Aber so sehr ich auch glaube, Ihnen es verdeutlichet zu haben, werden

Sie noch immer von neuem anfangen: Was soll denn aus dem werden, was doch ohne mich ist, und was ich nicht vertilgen kann, wiewohl ich keinen Begriff davon habe? Nehmen Sie alle Formen zusammen, so bleiben zwey Formen übrig, in denen alle andere nur gelten. Für die Erscheinungen und Gestalten in uns müssen Sie schlechthin die Zeit annehmen; für die Erscheinungen aufser uns Zeit und Raum. Der Raum hat für sich keine bestimmte Form, als dafs die Gegenstände nach aufsen darin gedacht werden müssen; aber z. B. rund hat seine bestimmte Form im Raum. Zeit im Allgemeinen hat keine Form, als dafs alles, selbst die Vorstellungen in ihr gedacht werden müssen; aber z. B. kurz bekömmt seine Form von der Zeit, indem es etwas Bestimmtes in der Unendlichkeit setzet, also das Unendliche begrenzet. Raum und Zeit sind demnach unendlich, wie das Ich. Alle Formen dieser Urfor-

men sind endlich, denn sie bestimmen eine gewisse Zeit, einen gewissen Raum. Da diese Urformen nicht in den Erscheinungen liegen, wie könnten es die Formen thun, da diese nur aus jenen herrühren; mithin haben die Dinge aufser uns nicht Zeit und Raum in und an sich, folglich ihre Formen, lang, kurz, rund, eckigt u. s. w. eben so wenig. Nehmen Sie Alles in der Natur weg, löschen Sie alle Formen aus, so bleibt Ihnen noch der leere Raum und die unausgefüllte Zeit; das heifst in einer anderen Sprache, der reine Raum und die reine Zeit. Ihnen ein Beyspiel zu geben, will ich es von der Wirthschaft hernehmen. Sie sollen eine Art Salade bereiten, um Ihre Kunst in diesem Theile der Wirthschaft zu beweisen. Die Kunst liegt nicht in der Salade, in Ihnen wohnt der Schöpfer. Damit ist nun freylich das Übrigbleibende, das, was auch ohne uns den Stoff in der Natur ausmacht, noch gar

nicht erklärt. Und doch tragen Sie sicher eine unzubefriedigende Neugierde dafür. Ich hoffe indefs, dafs Sie mindestens die Unmöglichkeit einsehen, das Nachbleibende kennen zu lernen. Können wir uns schlechthin nichts vorstellen, was nicht irgend eine Form an sich hat, mithin, wenn es sich durch den Gedanken nicht aufheben lässet, wenigstens in Raum vorgestellt werden mufs, so können wir gerade daher das Ding an sich nie begreifen lernen. Das Ding an sich ist für unsere Vorstellung ein Unding. So wie etwas zur Vorstellung in uns übergeht, mufs es durch uns selbst geschehen, und wir stellen uns dann das Ding nicht mehr vor, was ohne uns seyn mag, sondern es ist unser eigenes Geschöpf, ein Ding, was durch uns geformet ist. Da wir nun mit Recht uns Erschaffer der Natur nennen können, so bleiben alle chemische Versuche nur Experimente und mechanische Übungen, wodurch wir in den Be-

griffen nicht ein Haar breit weiter gelangen. Der geschickte Künstler in der Chemie wird es endlich dahin bringen, uns zu überführen, wie alles in der Natur ein Spiel ist; Jedes aufgelöst und wieder in ein anderes verwandelt und also sichtbarlich schon der ewigen Modelung des Menschen ausgesetzt bleibt; wie Alles in Kraft und Gegenkraft besteht, wodurch nichts Haltbares und ewig Begründendes werden kann — Hüten Sie sich aber, viel von den Dingen an sich, oder von Stoff und Materie oder viel von Formen zu sprechen. Es kann Ihnen jetzt nicht auffallen, wenn ich sage: Form an sich ist für uns nichts und Stoff an sich eben so wenig. Versuchen Sie, etwas zu denken, was keine Form hat und es ist Ihnen unmöglich. Denken Sie sich eine Form und weiter nichts — es wird Ihnen nicht gelingen. Wahrscheinlich antworten Sie: ich kann mir sehr deutlich einen Zirkel oder ein Dreyeck

vorstellen. Ich ziehe nur in Gedanken eine Linie um einen Punkt, die von jedem Punkte des Kreises gleich weit entfernt liegt; oder denke mir 3 Linien, welche durch drey Winkel zusammenlaufen. Sehr richtig, aber würden Sie eine Linie oder einen Zirkel beschreiben können, wenn Ihnen nie eine ähnliche Figur in der Anschauung vorgekommen wäre, wodurch Sie es jezt auch in Gedanken verstehen? So gewifs dies Letztere ist, so gewifs bleibt es zugleich, dafs die Dinge aufser Ihnen nicht erst in Sie die Formen hineintragen, sondern die Anschauung giebt nur Gelegenheit, dafs Sie mit sich selbst bekannt werden. Mit der Linie und dem Zirkel beschreiben Sie einen Theil des Raumes im Raum, aber ohne die Anschauungen würden Sie zu dieser Abstraktion nicht gelanget seyn. Die Urformen hiefsen Zeit und Raum. Denken Sie sich die leere Zeit oder den leeren Raum, so denken Sie nichts, ob-

gleich Sie nicht sagen können: Zeit und Raum sind nichts, sondern sie sind die Formen des Denkens. Aber den Stoff oder die Form isolirt gedacht, so verbinden Sie schlechthin keine Vorstellung damit. Nur aus beyden zusammen wird ein bestimmtes Etwas, welches Sie beschreiben und von allen anderen unterscheiden können. Ist denn nun der Stoff aufser uns und die Form in uns? Wie entsteht dann diese unbegreiffliche Harmonie zwischen dem ganz Verschiedenartigen, dafs ein Ganzes daraus wird? Was Sie auch anschauen mögen, ist der Stoff eben so gut in Ihnen als die Form. Das dünkt Sie lächerlich. So antworten Sie mir: habe ich den Tisch in mir und was ich als Tisch vor mir sehe, ist Blendwerk. Überlegen Sie meine geistreiche Freundinn, dafs das, wodurch Etwas rund oder länglicht wird, aus Ihnen herkömmt; dafs Sie dem Dinge die Form geben. Nun haben Sie keinen Begriff von dem

Stoff allein, auch nicht von der Form allein, so mufs auch der Stoff von Ihnen gemodelt werden, dafs er sich zu dem bildet, vermöge des Sie das Ding rund nennen müssen. Von einem Stoff, der nicht durch Sie erzeugt ist, haben Sie keine Vorstellung. Sie sind also Schöpfer von Stoff und Form. Nehmen Sie eine Masse Mehl und lassen diese mäfsig in Wasser zergehen, um einen Teig daraus zu bilden. Aus diesem Teige können sie ein Viereck, Vieleck, einen Zirkel, ein Parallelopipedum u. s. w. kneten. Der Stoff überhaupt ist da, aber nicht so, dafs die verschiedenen Figuren nothwendig daraus entstehen müssen. Der Stoff an und für sich schwindet während Ihrer Beobachtung, sobald Sie ihn nicht unter einer Form denken; selbst der Teig hat schon eine Form und seine Qualifizirung zu vielen tausend Gestalten liegt nicht in ihm, sondern in Ihnen; folglich wie weit ein Ding etwas für ihre Vorstel-

stellung und Anschauung wird; ist es durch Sie geschehen. Ich habe doch den Teig, wird der Materialist antworten, wie willst Du mir den Stoff wegvernünfteln? Ich antworte: der Stoff, der Teig ist ja nicht blofse Materie mehr, sondern schon etwas von dir Erschaffenes. Du kannst mir nichts nennen, was nicht den Stempel von dir trägt und willst du das Deinige wegnehmen, so bleibt dir freylich etwas übrig, was aber für deine Vorstellung nichts ist. Da sehe man den klaren Idealisten, werden mir Viele entgegen schreien; der behauptet, alles sey in ihm und nichts aufser ihm; alles ist nur Schein und so leugnet er jede Wirklichkeit weg. Tisch, Stuhl, Spiegel, Mensch — was er um sich sieht, ist ein leeres Geschöpf seiner Einbildungskraft. Wie will er uns die Dinge wegleugnen, welche wir mit Händen greifen und halten können? — Lassen Sie sich nicht irre machen, meine Freundin.

Schon oft sagte ich Ihnen, dafs etwas übrig bleibe, was wir nicht wegdenken können und wodurch sich ein Tisch in der Wirklichkeit von einem Tische in der Einbildungskraft unterscheide. Aber Sie kennen das nicht, was Ihnen übrig bleibt. Deswegen ist es Ihnen gleich Null. Alle Beyspiele hinken. Nehmen Sie ein Stück Eis und halten dieses mit warmen Händen; es schmilzt, nimmt bald diese, bald jene Form an. Ist es gänzlich verschmolzen, so ist das Eis gleich nichts, wiewohl Wasser übrig bleibt. Was nach bleibt, ist noch immer etwas für Sie, aber so wie es übrig bleibt, haben Sie es sich anders erschaffen. Bloſse Form bedeutet nichts bestimmtes. Die Form, wie Sie deutlich einsehen, geht ab und zu und rührt von Ihnen her, also muſs auch der Stoff von Ihnen herrühren, damit er etwas werde. Dafs ich den Tisch in der Wirklichkeit nicht so aufheben kann wie den Tisch in meiner

Einbildungskraft, macht freylich das Bleibende aus, aber durch mich oder durch jeden Anderen meines Gleichen wird die Form gegeben, wodurch der Tisch ein Tisch ist. So gehören mir Stoff und Form eben so wohl an dem Tische aufser mir als in meiner Einbildungskraft; wiewohl ich ihn dort in etwas bleibendem erschaffen habe. Wir unterscheiden uns also von dem Idealisten dadurch, dafs wir etwas annehmen, das nach aller Vorstellung bleibt, wovon wir aber keine Vorstellung haben können, weil es jenseits des Vorstellens liegt.

Nun können wir noch einen Schritt weiter gehen. Sie sind mit mir darüber einig, dafs alle Formen aus uns kommen; dafs wir von einer Materie ohne Form keinen Begriff haben; dafs wir von dem Bleibenden gar keine Vorstellung fassen können, sondern es sogleich unter einer Form uns denken müssen — daraus

folgt: von Stoff überhaupt wissen wir nichts weiter, als dafs er da ist, Was er sey, bleibt uns ein ewiges Rätzel. Nennen Sie mir etwas von Ihrer Einbildungskraft oder Anschauung, was Stoff daran seyn mag. Alles ist Form. Wenn ich einen Spiegel nenne und sage: die Form sey das runde oder länglichte; so fähret man fort; was übrig bleibt, oder das Mannigfaltige ist der Stoff. Was ist dieses Mannigfaltige? Sie gerathen beständig wieder auf Form. So geht es mit allen Dingen in der Anschauung. Wenn Sie sagen: vom Tisch ist der Stoff Holz. So frage ich: was ist der Stoff von Holz? Eichen oder Nufsbaum oder Mahagony u. s. w. Was ist der Stoff von Eichenholz? und so geht es fort bis in die gänzliche, chemische Zerlösung und Sie behalten nichts wie Form. Sprechen wir von Stoff, so lasse ich das als Etwas gelten, dem menschlichen Verstande zu Hülfe zu kommen. Aufser-

dem ist der Stoff nur immer Form von etwas Anderen wieder. Das Mannigfaltige besteht aber aus Einheiten. Einheit ist eine Zahl. Zahl ist eine Zeit in der Zeit. Zeit an und für sich ist Form. So glaube ich Ihnen, dargethan zu haben, dafs die Natur durch uns ist; dafs wir die Dinge erschaffen, indem wir ihnen die Form geben und Form alles ist. Der Stoff ist freylich das Bleibende, aber nicht anschaubar und für unsere Vorstellung so gut wie nichts. Sie werden mich zu keinem Idealisten machen und auch für keinen Schwärmer ansehen. Reifsen Sie sich von der Gewalt der Gewohnheit los und von allen Meinungen und Sätzen der Weltweisen, welche Sie, dem Himmel sey es gepriesen, fast gar nicht kennen. Arbeiten Sie mit Ihrer gesunden Vernunft und prüfen meine Sätze. Alles werden Sie entwickeln bis auf Raum und Zeit. Die Welt ist durch Sie geformt und höret mit Ihnen auf.

Das Bleibende bleibt, aber was es ohne Sie ist, wissen Sie nicht; mit Ihnen ist es, was Sie formten.

Wenn man über die menschliche Denkweise nachsinnt, so geräth man sehr leicht auf eine Neugierde über sich selbst und fragt: warum denken wir nun so? Dies läfst sich natürlich mit nichts Anderen beantworten: als es ist so. Merkwürdiger dünkt mich aber die Neugierde in dem Menschen zu solchen unauflöslichen Fragen. Und da sehen Sie mich abermahl auf einem Punkte, auf den ich durch die Sache zurückkommen muls: die Unendlichkeit des Geistes treibt den Menschen ins Unendliche. Wir denken alle Dinge durch uns und zwar sind sie nur Begrenzungen der unendlichen Formen in uns. Alles läfst sich zurückführen auf etwas im Raum oder mindestens auf etwas in der Zeit. Und so haben Sie etwas in

der Unendlichkeit. Sie lassen das fahren und gehen den Ursachen nach. Da schwingen Sie sich in das Unbegrenzte, also Unbegreifliche — Sie staunen vor Ihrer Unendlichkeit. Dies ist das Zeugnifs unserer göttlichen Natur. Man denke sich die Geisterwelt als Strahlen aus einem Lichte. Das Licht mufs zwar seyn, wenn Strahlen sichtbar werden, aber so wie das Licht erscheint, sind auch Strahlen da. Woher wollen wir die Unendlichkeit haben? Leben ist die Seele der Natur. Wer kann den Anfang darthun? Moses nennt ihn Geist, Hauch, Luft, Bewegung des Windes, wodurch die Pflanzenwelt athmet, die Atmosphäre rein erhalten und zur Tränkung der Gewächse bereitet wird; wodurch Pulse und Herzen schlagen und Daseyn empfunden wird. Diese Bewegung herrscht überall. Sie gleichet der Unendlichkeit selbst, weil sie sich nicht beschränken, wohl aber in eingeschlossenem Raume bemerken lässet. Mer-

ken Sie: die Natur spiegelt den Geist ab und das muſs sie, weil sie ein Kind unseres Geistes ist. Könnten Sie an Memnons Bildsäule stehen, so würde durch die Bewegung der Luft ein sanfter Strom von Tönen hinwallen. Sie horchten mit trunkenem Ohre, aber die Töne verlören sich in die Unendlichkeit, wie sie aus diesem unendlichen Schooſse hervorschwebten. Was ist die Sprache anders als ein Theil von Ganzen. Sie fassen einzelne Merkmahle auf und die Worte sind nur Schatten von dem, was Sie fühlen. Was bedeuten selbst die Ausdrücke: groſs, vorzüglich, unnennbar, unaussprechlich anders als Theile von dem, was kein Mund angeben, keine Feder zeichnen, keine Endlichkeit fassen kann? Warum hören Sprache und Mienen auf, wo das Gefühl am höchsten steiget und drückt ein Umfassen, ein stummes Händedrücken mehr aus als eine Rede von Demosthenes und ein Lied von

Mozart komponirt? Wie heifst der Sterbliche, welcher den Schleier der Isis hob?

Sie werden so gut wie alle Sterbliche von dem gefühlt haben, was man Religion nennt. Nun erfährt man schwerlich von Ihnen, wie dieses Gefühl in Sie einkehrte, oder was diese Religion eigentlich sey. Zu unseren Zeiten, wo man diese Gefühle als traurige Reste alter Vorurtheile, frömmelnder Erziehung, eingewurzelter Gewohnheit erklärt, wird es Sie nicht langeweilen, eine Untersuchung anzustellen, ob das Gefühl oder die herrschende Meinung des Zeitalters Recht habe. Ich weifs zum voraus, wie Sie dem Gefühle Ihre Beystimmung geben würden, da ein Gefühl etwas eigenthümlicheres ist als eine einraisonnirte Meinung. Damit wäre man fertig, wenn die Vernunft uns nicht

zwänge, weiter zu forschen: ob dieses Gefühl nicht eben so gut angenommen sey? Wenn Sie auf sich selbst achten, werden Sie das, was Sie Religion nennen, als ein Gefühl anerkennen, welches Bezug auf ein höchstes Wesen hat. Durch diesen Bezug erwartet man Gnade und Strafe. Was man Belohnung nennt, mischt sich nie in dieses Gefühl, sondern alle frohe und trübe Aussichten beruhen auf den Erwartungen der Gnade und der Strafe — eine Folge der Gerechtigkeit des höchsten Wesens. Dieses Gefühl ist eine wahre Erscheinung unsers Geistes. Ich will mich hier nicht auf das Geschichtliche der Religion einlassen; in wie ferne alle Nationen mehr und minder Gefühle gegen höhere Wesen äufserten, und es noch keinem Staate bis heute gelang, ein Volk ohne irgend einen Glauben, welcher jedesmahl Bezug auf Religion hat, zu regieren. Denken Sie sich in Ihre Jugend so weit zurück, als Sie

können. Man genieſse das Glück, milde Eltern von der Natur erhalten zu haben, welches Gefühl schleicht sich bey einer Unart herein? Ein unverdorbenes Kind fühlt Unruhe, Bänge, selbst wenn es seine Unart den Eltern verbergen kann. Wir nennen dieses Gefühl Ausspruch des Gewissens. Laſs uns den erwachsenen Jüngling, oder das sanfte, blühende Mädchen betrachten. Thorheiten, Ungeschliffenheiten jeder Art, wenn es anders noch die ersten auffallenden sind, beschweren das Herz auf eine unbegreifliche Weise. Hier finden wir noch immer Bezug auf ein Gefühl im Herzen, das wir Gewissen nennen. Laſs uns nun in Gefahr oder Krankheiten gerathen, wo menschliche Hülfe aufhöret, oder etwas Schändliches begehen, was nur vor dem Richterstuhl des Inneren gelanget, worin löset sich dann die Angst oder Hoffnung auf? Da haben Sie ein personificirtes, höchstes Wesen, zu dem Sie Ihre

Seufzer tragen, zu dem Sie hoffen, oder das Sie fürchten müssen, nachdem ihr Anliegen ist. Man dürfte vielleicht einwenden: hier zeigen sich die Folgen einer verkrüppelten Erziehung. Hätte man dem Kinde nicht so viel von Gott vorgeschwatzet, so würde der Erwachsene bey Anerkennung seines Lasters sich selbst verrathen, und aus Scham vor sich selbst zurückkehren. Läge er in den heftigsten Schmerzen, oder sänke unter die Stürme des Schicksals, so würde er seinen Muth erhöhen, ohne gleich einem Lazarus nach einem anderen hinzublicken und dort um Hülfe zu flehen. Dies scheint sehr einleuchtend. Denken Sie sich alles, was ich in anderen Briefen von Unendlichkeit und Begrenztheit gesagt habe. Was sich von unserer Kraft äufsert, macht einen so kleinen Theil unseres inneren Vermögens aus, dafs wir darüber das Unendliche in uns kaum gewahr nehmen. Die Gewalt des Aeufseren ist um so viele

Millionen Grade stärker, dafs jene, indem sie begrenzt wirkt, leicht unterdrückt wird. Wir finden nur zu deutlich, dafs die Verbindungen der Natur, die Wirkungen, welche aus diesen entstehen, gar nicht von uns abhängen; dafs wir auch nie hinter diesen allmächtigen Zwang kommen können, weil der Grund davon aus unserem Gesichtskreise weggerückt ward. In allen Erscheinungen ist etwas Bleibendes, was wir Elemente nennen — diese erschaffen wir ja nicht. Das Zusammentreten der Elemente, die Begegnungen, die Kräfte in den Erscheinungen liegen gänzlich aufser unserer Gewalt. Wir als begrenzte Geschöpfe müssen uns von diesen rütteln lassen, dafs wir sehr oft leiden und am Ende scheitern. Daraus entsteht, was man Schicksal der Menschen nennet. Dies geht so regelmäfsig zu und ist so ungleich unter die Menschen vertheilt, dafs es unserer Beobachtung nicht entgehen kann. Hier hilft kein

Sträuben; man muſs sich biegen. Ein Ohngefehr giebt es für unseres Ich nicht. Das Ich wird genöthiget, immer eine Regel vorauszusetzen, bis es die Regel findet. Je weiter wir in das Ganze hineinblicken, deste mehr entdecken wir die Harmonie, daher auch die alte Meinung von Weltseele entstand. Daſs wir diese Harmonie nicht erschaffen, fühlen wir unverkennbar; indem wir selbst wider unseren Willen zu Dingen gezwungen werden. Also entstehet das Gefühl für ein höchstes Wesen, das nach eben den Gesetzen regieret, wie wir sie in unserem Ich finden. Unter diesem Wesen stehen wir nun, in wie ferne wir etwas in und an uns haben, was nicht bleibet — das ist das Körperliche. Das Gesetz, nach welchem dieses Wesen Handlungen beurtheilt, kann kein anderes Gesetz als unser Eigenes des Rechts und Unrechts seyn, weil wir von keinem anderen einen Begriff fassen können. Die

Ausführung dieses Gesetzes liegt so aufser unserem endlichen Kreise, — in welchem wir allein wirken können — dafs wir in Bezug auf einen höchsten Richter nur das Gefühl der Gnade hegen dürfen. Wir hoffen auf Gnade. Wir hoffen aber nicht allein Begnadigung, sondern auch Geschenke — denn von Lohn kann bey so bewandten Umständen die Rede nicht seyn — weil wir wissen, dafs der Höchste unseren Willen für die That annehmen wird; da wir in einer Endlichkeit nicht das Unendliche üben können. Zur Erhaltung unsers körperlichen Daseyns bedürfen wir allerley, was aufser unserer Gewalt liegt, indem es aus dem Zusammentreffen der Erscheinungen entsteht, denen wir auf gut Glück begegnen oder nicht begegnen. Diese müssen wir uns zuführen lassen. Da nun nach unserem Ich kein Ohngefehr denkbar ist, so schreiben wir das Antreffen oder Verfehlen derselben dem höchsten Wesen zu. Wir

sind so eben nach dem Determinismus gerathen, das heifst nach dem System, nach welchem dem Menschen alles bestimmt ist. Der zu seinem Wohl und Übel nichts beytragen kann. Zum Glück und Unglück können wir freylich nichts beytragen; sehr viel aber zu unserer Wohlfarth, das heifst, zur Ruhe unseres Herzens. Der beste Mensch kann schwerlich bey anhaltenden Krankheiten sagen: ich habe viel Glück, aber bey allen Krankheiten darf er doch die unendliche Ruhe im Herzen tragen. Der Determinismus stürzet bald zusammen, wenn Sie nur das Vorige in Erwägung ziehen. Wir hoffen auf die Gnade des Höchsten, indem wir wissen: er müsse den Willen für die That ansehen. Wann wir nun kaum den Willen haben, so dürfen wir auch nicht hoffen. Da haben Sie die ganze Lehre ihres Herzens, Ihrer Religion. Der Wille ist mehr als blofses Geschwätz. Er ist Anstrengung.

gung, etwas durchzusetzen. Um das Gelingen bekümmern Sie sich nicht. Strengen Sie sich nur an, so viel als möglich, das Recht auszuüben. Nun ereigne sich Glück oder Unglück, was nicht in Ihren Händen lieget, so wird Ihnen doch keinesweges die Wohlfarth, das ist die innere Ruhe, geraubt. Hofnung kann nimmér aufhören, weil Sie zufolge des Obigen das höchste Wesen nach Ihrem Gesetze in sich beurtheilen müssen, wenn Sie anders überhaupt einen Begriff damit verbinden wollen. Nun müssen Sie durchaus von ihm Gerechtigkeit erwarten und Gnade hoffen dürfen, da er nichts mehr als den Willen fordern kann. Die Dinge aufser uns, mithin unsere Begegnisse, zwingen uns, die Gefühle des Gewissens auf ein Subjekt zu beziehen, und weil es das Höchste betrift, so wird es das Lebendige des höchsten Ideales, des Guten selbst, welches wir Gott nennen, betreffen. Jetzt, denke ich, ist es

Ihnen klar, wie man Religion nie gänzlich aus uns vertilgen kann. Da haben Sie den Schlüssel zu allen Opfern, Gebeten, Seufzern und Hofnungen der Menschen, so lange die Welt stand. Gott wird die Guten erhören, weil er die Schlechten nicht erhören kann. Er erhört, denn er ist Gott. Sonderbar vertheilt fallen wir ein. Nicht sonderbar, aber nicht begreiflich, denn es liegt aufser unserer Sehkraft. Sehr menschlich müfste man mit allen Göttlichen verfahren, da die Annehmung eines höchsten Wesens nur aus dem Gefühle der Menschheit, des Beschränktseyns entstand. Die Zuversicht zu ihm übersteigt das höchste Elend, da man die Zuversicht zu seinem eigenen Ich nicht aufheben kann. Dieses Gefühl für den Geber und Erhalter, jedes was ich habe, macht eine Welt erobern. Was geht mich näher an als mein Gefühl, welches ich nicht aus mir verlieren kann? Gewissen, Gefühl für

Gott; Weltliebe sind gleichsam die Ergüsse des unendlichen Ichs in die Menschlichkeit. Das eine Ich weifs von dergleichen nichts, denn es fängt an zu wirken, und begrenzet sich dadurch auf gewisse Triebe. Sein Streben zielt auf allgemeine Gesetze, nachdem die Handlungen eingerichtet werden. Bemerken sie dies wohl. Das Ich für sich würde Gewissen, Gott und Weltliebe für etwas fremdartiges halten müssen. Aber bey Anwendung mufs ja alles menschlich hervortreten. So geht es mit den höchsten Regeln der besten Menschen. Das Zagen und Zittern wird dem Menschen bleiben wenn er z. B. von Mördern überfallen wird, denn die Endlichkeit wird leicht gefühlt und wir sind nur wirksam in der Endlichkeit. Jetzt mufs Sie der Naturalismus lächerlich dünken. Man versteht nehmlich unter dem Naturalismus: Alles durch die Natur erklären zu wollen; Schicksale und Glück durch das zufällige

Zusammentreffen der Dinge zu erklären, und alles durch ein gedankenloses Ohngefähr entstehen zu lassen. Dieses Lieblingssystem der meisten Menschen — denn es ist so anschaulich, alles entstehen und vergehen zu sehen — verkleinert den erhabenen Menschen. Die Natur soll ihm alles gegeben haben, so ist er nur eine Maschine nicht einmahl ein Zögling der Natur, sondern ihr Sklave; hingegen mit unserm System schaffen wir die Natur. Sie folgt den Gesetzen in uns gegründet, und der unbedeutendste Theil, unser Körper, gehorcht nur mit ihr den Regeln, unter welchen die Endlichkeit steht. Aufserdem geben wir den Naturalisten den Knoten aufzulösen, wie ein Ohngefähr etwas nach einer Regel erschaffen und Ideen in uns erwecken könne, die durch nichts in der Natur sich erläutern lassen? Sie bedürfen keinen Gott, und fühlen sich nun abscheulich, dafs der Unterschied zwischen ih-

nen und einem Steine sey: dieser empfinde nichts, sie aber müfsten leiden. Es zeugt von einer Einschränkung des Verstandes, wenn sie die jedem Menschen eigenthümlichen Gefühle von einem höchsten Wesen für kleingeistig halten, da sie nur Wirkungen einer Unendlichkeit in uns seyn können; denn wie kämen wir zu diesen Ideen, wenn wir die Unendlichkeit, das ist die Göttlichkeit nicht im Busen trügen? Ihre Ideen von der Endlichkeit können sie uns gar nicht erklären, weil die Natur, auf welche sie alles beziehen noch so ausgedehnt, doch nur ein Begränztes bleibt. Nun hoffe ich wird es Ihnen lichthell erscheinen, wie Religion sich von Lehrmeinungen unterscheide. Religion besteht in einem bloſsen Gefühle. Der Mensch muſs alles unter einer gewissen Form thun, so müfste auch diese auf gewisse Weise gestaltet werden. Man gestaltete sie natürlicher Weise menschlich. Da gebe ich Ihnen den ersten

Schlüssel zu den Göttergeschichten und Sekten und Glaubensgenossen. Die Urquelle kann freylich gehemmt und unsichtbar werden, aber sie verschwindet nie. Wer hat die Quellen des Nils entdeckt, aber man zweifelt nicht an ihrem Daseyn. Mag man nun dem Dalai Lama oder Muhamed oder Jesu anhängen — Religion ist nur eine. Jemehr das Ideal, das heifst die verehrte und zum Muster aufgestellte Person in einem Glauben dem Ideale dem unendlichen Guten in uns sich nähert, desto reiner und empfehlungswürdiger wird dieser Glaube der Menschheit. Und so glaube ich, steht es uns nicht zu verdenken, wenn wir Jesum vor allen lieben, weil in ihm Weisheit und Liebe zu den Menschen sich mehr vereinigten als wir es von irgend einem unter der Sonne erfahren haben. Ein Glaube darf auf Allgemeinheit den höchsten Anspruch machen, wenn er auf Gottähnlichkeit und Weltliebe am meisten hinführt.

Da lege ich Ihnen einen neuen Grund zu Ihrer Überzeugung vor die Augen, wie die Lehre Jesu unserer Annahme würdig ist. Wenn aber die Klugen dieser Erde, dafs sind die Klügler, fordern, man solle blos im Geiste glauben und anbeten, so erwarten sie von der ganzen Menschheit, was nur die wenigsten von ihr leisten können. So lasse man dem Volk seinen Glauben, und suche nur die reinsten Beweggründe immer mehr hervorzurufen, damit der Gott in ihnen kein verächtliches Ding werde. Wenn sie mich nach Versöhnung, Mittler, Geist Gottes, Vergebung der Sünden und Glauben fragen, so gerathen wir auf etwas Historisches, was eigentlich nur das Gewand der Religion ausmacht. Dafs alle Menschen mehr und minder solche Lehrsätze annehmen und sich den Kopf darüber zerbrechen — ein sehr undankbares und dürres Geschäft — liegt, wie Sie leicht erachten, in der Forderung unseres

Ichs, die Unendlichkeit zu bestehen mit dem Kampfe gegen das Endliche. Die Unendlichkeit führt natürlich Einheit mit sich. Vermöge dieser Einheit kann das Ich nicht gut und schlecht zugleich billigen. Der Mensch findet sich aber oft schlecht und so muſs er zu seiner Beruhigung ein Wesen in der Zeit haben, welches die Fehler tilgt, um mit seinem guten Willen den immer in sich strengen Richter zu besänftigen. Ich denke jetzt bahnen Sie sich den Weg. Man kann nicht weiter zeigen ohne wieder in Formeln zu gerathen. Die Weltgeschichte lehrt auch, daſs, wie viele Geheimnisse und herrschende Glaubens - Sekten statt gefunden haben, der Gegenstand immer das Göttliche war und es auch bleiben wird. Jesus sagte nichts Prahlendes, wenn er behauptete: seine Worte vergingen nicht, wenn auch Himmel und Erde vergehen, denn seine Worte sind Sprache des Herzens. Er berührt unmit-

telbar das Göttliche in uns. Seine Worte gleichen Nachklängen des himmlischen Gesetzes unseres Geistes. Religion bleibt das köstlichste Kleinod, ein Palladium der Jugend, der Prüfstein des Mannes, der Stab des Greises und legt uns in Frieden zu unseren Vätern mit einer guten Hofnung des Künftigen.

Die Mannigfaltigkeit der Vergnügungen, und die Veränderungslust der Menschen kennen Sie so gut wie jeder Sterbliche. Sie werden dies nicht empfindlich aufnehmen. Ich rede nicht von Ihnen oder irgend einem, sondern von dem Menschen überhaupt. Dieser Hang in ihm bald dies bald jenes zu wollen; alles kennen zu lernen und bey den innigsten Anziehungen am Ende übersättiget zu werden, wird Ihnen, so hoffe ich, nicht mehr auffal-

len. Sie wissen schon, wie der unendliche Geist immer hineinwirkt, und wenn ich so körperlich reden dürfte, nirgends weis, sein Haupt hinzulegen, sondern umsonst eine stete Herberge sucht. Nirgends kann er vermöge seiner Natur rasten und da finden sie alle Neigungen und Veränderungen entwickelt. Indes wenden Sie ein: ist jede Lust erlaubt und das ewige Seufzen nach etwas anderem uns eigenthümlich, so erwachsen daraus traurige Resultate für den Menschen. In ihm ist dieser Keim gelegt, um einen fortdauernden Stöhrer im Herzen zu tragen und man kann ihn unglücklicher als die leblose Masse der Natur nennen. Dafs nicht, alles dem Menschen erlaubt sey, wird sein innerstes schon aussprechen. Dafs aber diese Einschränkung ihn kränken müsse, blendet mehr als Wahrheit darin liegt. Was wir nicht erlangen, wiewohl wir es erseufzen, da die Schicksale ausser unserer Macht stehn oder das

sittliche Gesetz es verbietet, besteht in einer Aufopferung des Endlichen. Das Unendliche bleibt ihnen. Könnte ich Sie bewegen, diesen Satz in reines Gefühl übergehen zu lassen. Man kann nicht leugnen, selbst dem vorzüglichen Menschen kostet diese endliche Welt manche Thräne und aus unseren Armen und Blicken so vieles gerissen zu sehen, was für uns erschaffen scheint, erzeugte den traurigen Entschluſs in manchem Werther, oder lösete auch denselben Schmerz in sanfte Elegien auf, als Petrarka that. Die Geschichte weiſs viel glorreiches und herzerhebendes über diese und ähnliche Vorfälle zu erzählen. Wenn wir aber, meine Ida, all die rechtmäſsigen Seufzer und Thränen und gewaltsamen Aufopferungen zusammen nehmen, so sind es doch nur Ausdrücke der Endlichkeit — Thränen machen den Zoll der leidenden Natur aus, bestehen in etwas Endlichem und werden ihrem Altare ge-

weihet. Lafs das Vorzüglichste mir geraubt werden, das Unendliche in dem Schönen bleibt mir, und so lieben sich viele Menschen, ohne sich einander zu sehen und zu unterhalten. Ein Kranz flicht die Edlen zusammen und ihre Herzenseufzer steigen zu den Sphären hinauf, wo die Zukunft in ewiger Harmonie alle Misklänge auflöset. Ich mache sie nur aufmerksam auf etwas, was sie schon wissen: Je endlicher eine Lust ist, je schneller erkältet sie: Jemehr sie sich dem Unendlichen nahet, desto anhaltender zieht sie uns nach sich. Jene können wir schon aufgeben, diese brauchen wir nicht aufzugeben, denn da kommen wir zu uns selbst zurück und kehren in unsere Heymath. Das Sinnlichste besteht in dem Vorübergehendsten. Freylich, wie von fremden Kräften ergriffen, sinken Sie bewustlos in die Arme des Endlichen, aber die Sinne stehen ja am nächsten dem Ähnlichen des sinnlichen und es kann Sie mithin nicht wun-

dern, dafs grade dieses auf die ersten Momente wie ein böser Dämon die Menschen besitzt. Die Wiederholung tödtet durch das Einerley. Das Allersinnlichste, merken Sie auf, bleibt immer unter der Idee, welche wir uns vorher davon machten. Jemehr alles Ideen-Spiel während des Genusses aufhört, je entbehrlicher dünkt uns das Ganze. Den Grund sehen Sie ein. Vergnügen, welches an das Unendliche grenzet, gewährt gröfsere Unterhaltung. Das finden Sie bey der Musik. Nehmen Sie Tanz und Musik. Jenes Vergnügen ist das reizendste Spiel der Jugend. Die Empfindungen dürfen hier ausgedrückt werden und die Musik hebt den Ausdruck. Aber jemehr Sie im Denken reifen, finden Sie, dafs der hundertste Theil der Tanzenden nichts ausdrücke, und der hundertste Tanz eben so wenig etwas ausdrücke. So wird ihnen der Tanz ein blofses willkührliches Gliederdehnen, und Sie können sich durchaus

an keiner Idee festhalten. Ich sage hier nur bey Seite, wie sehr unsere Tänze den Griechischen Tänzen hinten anstehen, weil nie etwas geistreiches und gut komponirtes in den Figuren liegt, wodurch die Unterhaltung dem Menschen auf mehrere Jahre bleiben würde. Bey unserer Art Tänzen verlieren wir also gar bald den Geschmak davon. Ganz anders interessirt Sie bis ins späteste Alter die Musik. Hier ist aber fast alles unendlich. Was wollen Sie in einem Concerte übersetzen? Tragen Sie Worte hinein. Die Töne schwimmen vor ihren Augen und die Nachklänge der Luft gleichen einer Sphären-Musik, welche in die Unendlichkeit überwallet. Der gute Musikdichter hält eine Idee zum Zweck und Gegenstand und führt diese durch alle Nebenempfindungen durch, welche sich nicht angeben lassen, weil Sie nie zu Begriffen übergehen, sondern noch einen Schritt näher an dem ersten Bewustseyn blei-

ben, mithin wie die ersten Sprösslinge aus dem Schoolse der Unendlichkeit steigen. Luftige Gebilde mit den schönsten Umrissen, wie die Meister der Kunst sie nur erschaffen konnten, schwebten vor ihrer Phantasie und diese Welterschaffung ist die reinste Tochter des nimmerermüdenden und ewig wirkenden Ichs. Nehmen Sie alle Künste und Sie finden diesen Zauber in ihnen, welchen der Mensch bis ins späteste Alter nicht aufgiebt. Die Musik ist das letzte, welches ihm keine Freude mehr macht. So mufs es aber auch am Ende des Lebens kommen. Nach dem ewigen Wiederholen, wiewohl unter andern Darstellungen verlanget das unendliche Ich, sich aus seinen Fesseln heraus zu reifsen. Wenden Sie nicht ein, dafs alte Leute selten gerne sterben. Sie lebten freylich gerne, aber lebten noch lieber, wenn sie sich die Erde anders erschaffen könnten, da ihnen alles alltäglich ward. Übrigens fürchtet

sich die Endlichkeit vor ihrem Untergange. Es hat für mich etwas Erhabenes, wenn der Greis sich in sich selbst verschliefst und mit Heiterkeit auf das Vergangene und Zukünftige sieht. Alle Vergnügungen, welche das Sinnliche unmittelbar und fast allein betreffen, sind ihm ein eitles Ding. Er gönnt sie der Jugend. Betrachten Sie Raphaels Logen, die würdigen Köpfe in denselben, die Gröfse und Seeligkeit, welche in ihren Zügen liegt. Das Alter liebt die Einsamkeit und die Natur, um sich zu dem Ideal zu erheben. Das Universum löset sich vor seiner Betrachtung in ein Schattenbild auf.

Es leuchtet Ihnen ein, wie das Gegenwärtige der Natur nie entsprechen kann; wie der Mensch ein fortwährendes Spiel mit seinen irdischen Wünschen treibt und am Ende der ganze Plunder kaum eines Erwägens werth war.

Dar-

Daraus folgt keinesweges: der Mensch müsse schon bey Zeiten sich jedes Wunsches entschlagen. Dafür wird die Natur sorgen, aber der Mensch gehe schon frühe zu seiner Erhabenheit über, um die Dinge dieser Welt im rechten Gesichtspunkt zu fassen. Jeder Mensch kann allerdings in jeder Lage auf die auffallendsten Vergnügungen Anspruch machen und kann sie auch genieſsen. Wird ihm manches versaget, so fehlt es doch selten an guten Büchern, an Musik — auch darf er nur in der freien Natur wandeln. Es mag geschehen, daſs er manchmahl ein schönes Gemählde oder ein gutes Kupfer sieht. Feine Getränke, feine Gerichter, groſse Gesellschaften, Tummeln auf Wagen und Pferden, Tänze und Spiele nahen sich nur entfernterweise dem Idealischen, es gehöret ein groſser Geist dazu, diesen Sinn in jene hineinzulegen. Dort findet man die Brutalität am meisten zu Hause; deren Geschichte suche

man dorten auf, man wird sie lesen und diese ansteckende Thierheit mit Abscheu betrachten. Da haben Sie mein Glaubensbekenntniſs von Erdenhofnungen — könnte es Ihnen Tröstung gewähren und Sie in dem Gefühl Ihres besseren Seyns alles entbehren lehren, weil das Eine und Ewige restet und nicht von Motten und Würmern zerstöhret wird.

Die Gewohnheit meine Liebe, fesselt bald mit leichten Rosenschlingen, bald mit eisernen Ketten. Sie zieht den Menschen von der zartesten Jugend auf und gängelt die meisten bis an die Stääte einiger Fuſs Länge und Fuſs Breite. Dieses Opium des menschlichen Lebens, welches von Allen aus dem ewig spendenden Becher getrunken wird, brächte den Menschen ganz gemach durch seine Erdenbahn, wenn

nicht diese Schlaftrunkenheit oft eben so wild und zerstörend als ruhig und belebend wäre. Ich sage nur eine Wahrheit aus; wenn ich behaupte: der gröfste Theil verhält sich aus Gewohnheit zahm und den Gesetzen gehorsam, ist ein arbeitsames und gutmüthiges Geschöpf. Die erfinderischen Geister fühlen diese Behaglichkeit selten. Ich wies aber zu mehrerenmahlen auf die Natur hin, wie sie sich mütterlich des Menschen annimmt und sein Vormund bleibt, bis er die grofsen Reichthümer seiner Freiheit zu gebrauchen versteht. Die Meisten bleiben Zeitlebens unter dieser Vormundschaft. So ist die Gewohnheit die grofse Ägide der Menschen. Man könnte sich nichts Wohlthätigeres denken, als wenn diese Gewohnheit immer eine gute wäre. Bey Seite gesetzet, dafs die Gewohnheit schon durch ihre Natur etwas schlendrianmäfsig verfährt, hat sie überdem den unverzeihlichen Nachtheil, dafs sie eben

so leicht das Schlechte als Gute in Cours bringt. Dies zeigt uns leider die alltägliche Erfahrung. Vorurtheile der Brutalität, blinder Glaube an mühsam ausgehekte Grundsätze und Gebräuche, Einförmigkeit in allen Bewegungen, maschinenmäfsiges Behandeln, selbst der phantasiereichsten Gegenstände sind ihre unausbleiblichen Sprösslinge. Diese wachsen zu einem tausendjährigen Wald an, dafs man dieses Dunkle und Mystische endlich für die ursprüngliche Darstellung des menschlichen Geistes hält. Ich will nicht von der Gewohnheit unter der niedrigen Klasse reden, sondern, in wie fern sie auch unter den besserem Theil gewirkt hat. Was ein System sey, politisches oder religiöses war, kann uns nicht so sehr auffallen, als wie es entstand. Durch seine Entstehung beweiset es zugleich seine Ungewöhnlichkeit und durch seine Fortpflanzung die nachmahlige Gewohnheit der Menschen. Der Wolfianer hörte

Collegia über Wolf und so nahm er diese philosophische Meinung aus Gewohnheit des Zeitalters an. Muhamed schuf durch seine Phantasie und sein Schwert einen neuen Glauben und bis heute findet er Anhänger aus Gewohnheit. Was bey ihm Gebilde der Einbildungskraft war, ist bey seinen Anhängern unzubezweifelnde Wirklichkeit. Was sich nur bey der ausschweifendsten Vernunft denken läfst, ward Gewohnheit, davon lehrt die Tagesangelegenheit uns einen schönen Gesang. Man schreiet Freiheit aus Gewohnheit, man schreiet Gehorsam in anderen Gegenden aus Gewohnheit. Man ist Anhänger des grofsen Weltweisen aus Gewohnheit, man sieht die Weisheit der Alten als verlegene Waare aus Gewohnheit an, und wird, so lange Menschen leben, alles aus Gewohnheit annehmen und verwerfen, wenn es nur nicht schnurgerade wider das Innere läuft, wie aus diesem Grunde der gute

Gott mufste decretirt werden. Zu unseren Zeiten ist Gewohnheit, natürlich zu seyn und natürlich zu denken. Sie werden diese Ausdrücke verstehen und mindestens sie auslegen, als die Menschen aus Gewohnheit dergleichen nicht deutlich denken, sondern glauben, das Letzte zu sagen mit den Worten, es ist ja ganz natürlich — diese Seuche bleibt fürwahr sehr natürlich, denn es müssen mehr Menschen ziehen als anführen. Ich will aber weiter diese Gewohnheit mit Ihnen beleuchten. Ich will nicht von den Schwadronen der Studenten und jungen Gelehrten und Schöngeistern und von Lichtenbergs Zierbengeln reden, sondern von grofsen Menschen, die durch ihr Talent sich über das Zeitalter erhoben und dadurch bewiesen, dafs die Gewohnheit ihnen keinen Riegel vorschob, noch dafs sie gefällig den Saum ihres Kleides lecken mochten. Ich darf hoffen, dafs Ihr Geschlecht Sie am meisten interessirt.

Wiewohl das Grofse nach obiger Beleuchtung aufser dem gewöhnlichen Kreise der Frauen liegt, so erinnern Sie sich doch, dafs ich Bedingungen annahm, unter denen diese Frauen uns verehrlich und grofs bleiben. Sie werden viel von einer Lukretia des Alterthums gehöret haben. Sie war eine edle Römerin, die Gemahlin des Collatinus. Dieser unterhielte sich einstens mit Sextus, des Königs Sohn der Römer über die Vorzüge ihrer Gemahlinnen. Jeder suchte, die Seine, als ein Muster der Tugend darzustellen und sie über Jede ihres Geschlechts zu erheben. Um diesen Streit zu beendigen, entschlossen sich Sextus und Collatinus sogleich nach Rom zu reisen — denn sie waren im Feldzuge gegen die Rutuler begriffen — ihre Gemahlinnen zu überraschen. Lukretias häusliche Tugend und sittsame Schönheit erhielt den Preis. Der wollüstige Sextus ward aber durch ihre Reitze so sehr entbrannt,

dafs er einige Tage nachher nach Rom zurückkehrte, Lukretia besuchte, und nachdem er umsonst ihre Liebe zu gewinnen versucht hatte, sie viehischerweise schändete. Lukretia entschlofs sich, den Verlust des Geheimnisses ihrer Ehe nicht zu überleben. Sie rief ihren Vater und ihren Gemahl aus dem Lager zurück, erzehlte ihnen ihre Schmach und ihre Verzweifelung, und nachdem sie diese Beyden zur Rache aufgefordert hatte, durchbohrte sie ihre Brust mit einem Dolche unter folgendem Ausruf: Welche Wohlfarth bleibt der Frau, wenn ihre Schamhaftigkeit geschändet ist. Wie diese Geschichte die Nachbleibenden in Wuth versetzte, wie das ganze Königthum verloren ging und die beleidigte Ehre eines musterhaften Frauenzimmers den Staat in eine Republik verwandelte, gehört nicht in unseren Vorwurf. Hier war die Natur keine Vormünderin meine theure Ida, Lukretia war zu grofs, ihr Herz

schlug zu rein und edel, als dafs es sich durch das Bewufstseyn seiner Unschuld hätte beruhigen können. Sie dünkte sich im Arme ihres Mannes als eine Verworfene und Entheiligte, wählte lieber den Dolch als das traurige Andenken an ein verletztes Gelübde. Die Ohnmacht ihres Widerstandes schien ihr keine Genugthuung weder in ihres Mannes Augen, noch in ihren Betrachtungen über sich selbst. Jener konnte zweifeln; sie aber hafste ihre eigene Person, welcher die Natur zu wenig Kraft verlieh, einem mächtigen Wollüstlinge zu widerstehen. Desto mehr man sich in ihre Empfindungen hineindenkt, desto mehr überzeugt man sich, wie durch die Gewalt derselben der erhabene Entschlufs in ihr reifen mufste, ihren Geliebten sich mit Blut wieder auszusöhnen. In der wahrhaft grofsen Frau, die von Gewohnheit und menschlichen Lehrsätzen sich losrifs, und durch Nachdenken und Entschlufs grofs

ward, herrschet das Gefühl zu sehr, als eine Befleckung der Art zu überleben. Für das Herz eines edlen Weibes, einer Römerinn ward das Fortleben ein Übelstand. Sie konnte sich nicht mehr mit der Anmuth zeigen, ohne welche das Weib keinen Werth für den Mann haben kann. Bey der Macht der Sinne über die Tugend in den allermeisten Menschen würde die Erde mehr einer Schlächterbank gleichen, wenn die Natur nicht eine Vormünderin wäre und die Mehrsten durch Gewohnheit am Zügel hielte. Die Furcht Einzelne oder Viele im Staate gegen sich aufzubringen, sein Nothdürftiges zu verlieren, hält viele Menschen zurück, keine Ausfälle zu wagen. Besäſsen die Menschen mehr Muth und mehr Kraft und zugleich keinen höheren Grad der Sittlichkeit, so würden die Auftritte der neuen Republik in der Regel seyn. Die Gewohnheit zieht jetzt die Knaben an des Vaters Peitsche in Zucht zum

Jüngling heran. Der Jüngling wird aus Furcht vor seinem Herrn und seinen Oberen so wenig als möglich dem Hang zur Schlechtigkeit folgen, und ehe er noch in den vollen Besitz seiner Freiheit kommt, erlischt der gewaltige Funke. Das Blut läuft langsamer — er liebt das Sinnliche nicht so leidenschaftlich mehr und wird Mann. Nun sucht er etwas Eigenes und schmiegt sich in die Launen derer, von welchen sein Glück ausgehen soll. So kriecht er ganz leise nach der Linie der Gewohnheit in das Alter bis zum Grabe hin. Die Natur sorgt aber noch mehr, dafs der Mensch weniger das Schlechte ausüben kann, als er Lust hat. Sie versaget ihm Gelegenheit, und wenn er sie findet, so fühlt er unter tausendmahl kaum einmahl den Drang seiner Lust, als wenn er vergebens die Göttin Gelegenheit sucht. Die Natur spiegelt ihm ferner allerley Aussichten vor, wovon sie nichts hält, sondern ihn von

Jahr zu Jahr im Nebel herumgängelt, bis die Phantome sich verblasen und er als ein Verlassener von seinen Wünschen, an Krücken, mit schwachem Auge, die Hände nach der Muttererde ausstreckt, sie möge ihn nur aufnehmen. Wer Kopf hat, besitzt mehrentheils kein Geld; wer Geld hat, ist mehrentheils ein gemeiner, das will sagen, gewöhnlicher Mensch. Trift sich dann und wann beydes zusammen, so erlangt derjenige es entweder zu spät, wo er nicht mehr genieſsen kann, oder er wird nach den schnellsten Genüssen aller möglichen Arten, welche die Natur aufbieten kann, so übersättiget, daſs ihn alles anekelt oder daſs er im 40sten Jahr ein Greis wird. Traurige Resultate für den nachdenkenden Theil der Menschen! Für den gewöhnlichen Schlag, wie Sie sehen, ist durch die Natur und durch die Gewohnheit hinlänglich gesorget — aber für eine Lukretia, weiter für den, welcher diese Gän-

gelbänder kennt? — Soll man sich in Sünden vergraben? wozu lacht die Sünde den Menschen an, wenn ihm für sein Cieve coeur keine Genugthuung widerfährt? — wäre das Unendliche nicht in mir, könnte ich mich in meine Ideen nicht wie der Dichter in seine Phantasien als der Bewohner einer Geisterinsel verlieren, ich hüllte mich in meinen Mantel wie Anaxagoras und möchte des Hungertodes sterben; doch besser ist es dem, der Philosoph genug ist, von einem König Alexander nichts weiter zu verlangen, als dafs dieser ihm aus der Sonne gehe.

Lebten Sie, meine Theure, zu Cambyses Zeiten, hegten süfse Schwärmerei für die Wunderbildsäule Memnons, so wären sie hingereiset und hätten mit Lust und Wonne die melo-

dischen Töne aufgenommen. Alle Ihre Sinne hätten sich wechselseitig gedient, um die Wollust mit ganzer Macht zu geniefsen. Sie werden empfunden haben, dafs bey jeder Freude, nicht ein Sinn, sondern alle Sinne zugleich ihre Röhren öfneten, um sie gleichsam in den Kelch dieser Freude hinein zu tauchen. Welchem Sinne auch die Freude zunächst liegen mag, so ist es dennoch ein Bedürfnifs der Natur, Hülfe zu fordern und der Sinn findet sie bey seinen Mitfreunden. Wer höret und scheint nicht zugleich durch den Geruch, und das Auge zu hören. Sie müfsen dies nicht buchstäblich nehmen, aber die Spannung der anderen Sinne deutet schon auf den Gebrauch aller Sinne, den einen Gegenstand ganz zu faisen und ganz in sich übergehen zu lassen. Kein Sinn ist innniger, wenn gleich bey weitem nicht der deutlichste als das Gefühl. Es geht kein Punkt vom menschlichen Körper aus, wodurch

das Gefühl nicht etwas berührt. Diese Berührungen durch den ganzen Körper auf die Sinnenwelt kündigen das Verein an, in welchem der Sterbliche seyn will. Aber es ist etwas Sterbliches und das Verlangen weissaget nur das Ewige, wohin kein Genuſs der Sinne dringen kann. So mächtig die Töne Sie hinreiſsen, so gewaltig das Auge durch eine mahlerische Landschaft gefesselt wird, so sehr der Geruch von Blumen und Laub und Kräutern und einer balsamischen Luft unsere Nasennüsse erweitert und dieser Strom von Wohlgeruch durch Mark und Beine quillt, so sehr das Gefühl der Liebe unsere Pulse beflügelt, und wir durch die Umarmungen und Pressungen das letzte stumme Ja unseres Seyns an die Wirklichkeit bringen — gleichen diese Extasen der Sinne nur den Schatten jener Helden, welche umherseufzten, daſs ihre bestäubten Waffen in den Hallen wehmüthige Töne gaben. Sie erinnern sich, wo-

hin alle meine Betrachtungen in diesen Briefen zielten. Sie finden das Bessere in sich, worin Sie leben und weben. Die Sinne sinken, wie das Endliche sinken muſs und selbst auf dem Gipfel des Genusses, auf dem Olympus Ihrer Jugend fühlen Sie ein Schmachten. Sie fanden nicht, was Sie suchten. So sind Sie erhabener als was Sie erschufen. Der Mensch ist gröſser als diese Welt. Diese erschuf er, er ist der Erschaffer und unendlich wie seine Kraft, welche die Erde zu Meere aushöhlte und Berge aufwälzte, und ein Gewölbe, unbegrenzt durch seinen Zirkel, wie die Unendlichkeit selbst, als den Spiegel des Erschaffers, über die tausendfarbige Schöpfung ausspannte. Was der Mensch nun glauben muſs und was er beginnt, das glaubt er und beginnt er durch seine Unendlichkeit. Diese rastet und ruhet nimmer und wird sie Zeugin von tausend Welten, so bleibt ihre Kraft doch jung und schön, wie sie

beym

beym Anbeginn war, denn die Unendlichkeit liegt aufser der Zeit, es giebt kein *Minus*, wodurch Anfang und Ende Bedeutung erhält. Jedes Band, welches der Mensch schliefst, ist ihm heilig durch sein ewiges Gebot. Jeder Glaube, der ihn fesselt, wird gezeugt durch das Verlangen nach etwas Unendlichem. — Diese Welt giebt nichts, so fufset der Mensch auf diese Zuversicht, welche sein Ich ihm gewährt. Recht und Liebe gehen aus der Unendlichkeit hervor. Kein Sterblicher weifs, woher sie kommen, noch wohin sie gehen, aber er gewahret sie in sich und bleibt ihnen getreu, weil er das Unendliche nicht aus sich verlieren kann. Das Genialische im Menschen geleitet in jedem Moment das Unendliche. Wer gebietet dem Genius eine Regel? Wo findet man die Staffel, auf die er treten mufs? Vor seinem Seyn kannte er Niemand; nach seinem Erscheinen staunet die sterbliche Welt ihn an,

und ist er geschieden, so bleiben die Nachklänge Jahrtausende — er selbst gleicht einer Erscheinung und die Welt hat keine Gesetze für ihn. Nun beginnt sie, nach ihm zu messen und zu wägen, und sein Rythmus dienet zu Tonleitern und Scheidungen des Lichts und Schatten; bildet die Sprache, bieget die Glieder, bringt den Wohlklang, das ist den Lebensgenufs, unter die Sterblichen. So restet das Unendliche als das Ewige, was da spendet dem dürftigen Sterblichen — dem thierischen Menschen giebet sie sinnliche Speise, dem geistigen Aetherspeise, Gaben der Götter; bringt den Olymp auf die Erde. Mag nun Alles der Veränderung unterworfen seyn, mit Fleisch und Bein bekleidet werden und in ihm die Schönheit sich abspiegeln — dann ein Gerippe folgen, vor dem den Zuschauer schaudert; lafs ballen und formen und schwinden, was nicht bleiben darf, die Schönheit selbst geht nicht

in die Gräber; ihr Ursprung ruht in dem Schoofse der Unendlichkeit. Diese Körperwelt mufs blühen und verwelken — wir setzen unsere Hofnungen nicht mehr auf sie. Wollten wir den Abglanz lieben und nicht das Urlicht, aus dem jener sich ergofs? Homer und Plato, Horaz und Tibull, Schakespeare und Milton, Angelo und Rafael leben nicht mehr, aber die Unendlichkeit gleichet sich immer. Sie ältert nicht und erlahmt nicht. Siehst du die Sonne tausend Jahre aufgehen, ihr Licht ist nicht matter und minder rein, wieviel mehr nicht das, was besteht durch sich selbst, in keiner Form ruht und den Raum überschwingt. So wollen wir zwar über die Natur siegen und durch unsere Freiheit herrschen, aber die Hoffnung nähren, wenn sie uns gleich nicht belohnt, weil unser endliches Thun und Vornehmen dem Unsterblichen in uns nicht Genüge leistet. Der süfseste Genufs bleibt uns

immerhin die fromme Liebe. Diese hegte Sokrates gegen Aspasia, so liebte Plato Archeanassa, selbst der tragische Sophokles hatte in seinem späten Alter Theorida zur Geliebten. Lais war Freundin des Aristipp, des Demosthenes und selbst des Cynikers Diogenes. Ihr schöner Busen diente den Mahlern zum Modell. Phryne idealisirte Apell zur Venus, die aus dem Meere steigt. Rafael mahlte nach seiner geliebten Fornarina mehrere Mariabilder. Lassen Sie uns lieben, nichts Besseres ist uns gegeben, nichts dringt geheimer in das Unbegreifliche und Ewige. Spielen übrigens die Wünsche mit uns, so wollen wir dennoch gleich der Schildwache an Gibraltars Felsen Leibnitz-System ausrufen: *all is well.*

Bayerische Staatsbibliothek München